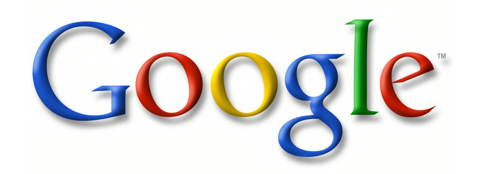


Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle.

Eine Untersuchung

von

Dr. Hans Glagau



Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle.



Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle.

Eine Untersuchung

von

Dr. Hans Glagau,
Privatdozenten an der Universität Marburg.

Marburg
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung
1903

Inhaltsverzeichnis.

Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ist eine neue litterarische Gattung aufgekommen, die sich bis auf unsere Tage in ununterbrochenem Strome fortsetzt und regster Teilnahme erfreut: die moderne Selbstbiographie. Wir haben sie als den entschiedensten Ausdruck unserer individualistischen Geistesrichtung zu betrachten. Aber nicht nur das Wesen des einzelnen spiegelt sie wieder; der Selbstbiograph schildert auch seine Epoche und die Zeitgenossen. So individuell die Erzählung gefärbt ist, sie enthält stets einen starken Kern allgemeingeschichtlichen Lebens.

Man hat daher häufig die Frage aufgeworfen: welchen Wert hat die Selbstbiographie als historische Quelle? Die Antwort fiel gewöhnlich ungünstig aus: man stellte die Selbstbiographie und die politischen Memoiren als wegen ihres subjektiven Charakters höchst verdächtige Zeugen auf eine Stufe und schätzte sie möglichst gering ein. Manche verwarfen die eigenen Lebensbeschreibungen schlechthin als „psychologische Poesie.“

Wie wenig aber solche allgemeinen Werturteile über eine grosse, die verschiedensten Erzeugnisse umfassende Quellengattung zu besagen haben, wie sie notwendig einseitig und unverbindlich sind, lehrt ein Blick auf die historische Praxis. Wir brauchen nur einige der zahlreichen Biographien, die Rousseau und Goethe gewidmet sind, durchzusehen, um wahrzunehmen, wie ausgiebig die Verfasser die Selbstbekenntnisse der beiden Dichter benutzt haben. Welch kahles Gerippe würde von der Jugendgeschichte Goethes und namentlich Rousseaus übrig bleiben, wenn wir all' die lebendigen Züge herausstreichen wollten, die die Biographen Dichtung und Wahrheit und den Confessions entlehnt haben! Ob sie vorher diese ihre Hauptquelle gründlich prüften, ist freilich eine Frage, die man fast in allen Fällen verneinen oder bezweifeln muss. In der Regel berühren sie diesen heiklen Punkt überhaupt nicht oder gleiten mit einigen flüchtigen Bemerkungen darüber hinweg[1]). Eine nur be-

1) Selbst ein so hervorragender Litterarhistoriker wie Hermann Hettner (Litteraturg. d. 18. Jahrhunderts, 2. Teil, S. 495, 5. Auflage, 1894) charakterisiert in folgender Weise bezüglich Rousseaus Selbstbiographie die quellenkritische Frage: „Die Lebensgeschichte Rousseaus ist bis in ihre geheimsten Einzelheiten bekannt. Rousseau selbst hat sie in seinen Confessions mit beispielloser Offenheit enthüllt. Zahlreiche Briefschaften und die mannigfachsten Denkwürdigkeiten der Zeitgenossen dienen als Berichtigung und Ergänzung.“ Danach wäre die Sache ja höchst einfach:

scheidenen Ansprüchen genügende Untersuchung über den Quellenwert der beiden hervorragendsten

---

man könnte sich bei einer Schilderung von Rousseaus Leben getrost an die Confessions halten. In der That aber hat Rousseau selbst uns davor gewarnt, seinen Angaben leichtgläubig zu vertrauen — wir kommen unten darauf zurück — und wir sind in der üblen Lage, zur Prüfung seiner Jugendgeschichte nur ein sehr dürftiges unzureichendes Material zu haben.

Kritischer als Hettner verhält sich Henri Beaudouin (La vie et les œuvres de Jean-Jacques Rousseau, Paris 1891 Bd. I, II). Aber den Kern der Sache treffen auch seine Ausstellungen nicht (Bd. I, Vorwort S. III, IV und Bd. II, 510 ff). Wie die meisten Rousseaubiographen sieht er den Schwerpunkt des quellenkritischen Problems in der Beantwortung der Frage, ob Rousseau ein aufrichtiger, wahrhaftiger Erzähler ist. Er kommt zu dem Ergebnis: „S'il (Rousseau) n'est pas toujours vrai, s'il est même possible de le prendre souvent en flagrant délit de mensonge, habituellement, il est sincère. La nature de ses aveux n'est-elle pas même ici la meilleure garantie de sa sincérité?". Damit ist für Beaudouin die Frage abgethan. Dass Rousseau auch bei dem aufrichtigsten Bestreben, wahrhaftig zu sein, absichtslos aus Selbsttäuschung irren könnte und recht oft irrt, berücksichtigt er nicht. Und doch liegt hier der Angelpunkt der Frage. Es handelt sich für uns nicht nur darum, ob der Selbstbiograph die Wahrheit sagen will, sondern ob er sie überhaupt uns zu sagen vermag.

Von den Goethebiographen nenne ich hier nur denjenigen, der sich Dichtung und Wahrheit gegenüber volle Selbständigkeit gewahrt hat, Richard Weissenfels (Goethe im Sturm und Drang, Bd. I, 1894). Zum ersten Male hat Weissenfels gezeigt, wie Goethe in seiner Selbstbiographie

Selbstbiographien der Weltlitteratur oder irgend einer andern Selbstbiographie giebt es noch nicht[1]), und die Frage, wie man eine solche Quelle zu behandeln hat, ist bisher nicht erörtert worden.

---

z. B. bei der Schilderung der Leipziger Jahre „nur den Aufklärer, nicht den Stürmer und Dränger,“ in dem jungen Studenten gezeichnet hat. Durch feinfühlige und scharfsinnige Benutzung der Briefe Goethes an Behrisch gelingt es Weissenfels, die in Dichtung und Wahrheit vernachlässigte Seite wiederherzustellen. Obwohl er die Frage nach dem Quellenwert von Dichtung und Wahrheit nirgends prinzipiell berührt, ersieht man aus den Ergebnissen, dass er sie richtig gestellt hat.

1) H. Düntzers Abhandlung, Goethes Wahrheit und Dichtung als Quelle seines Jugendlebens (Zeitschrift für den deutschen Unterricht Bd. VI (1892) S. 382—424) vermag nicht zu befriedigen. Treffend bemerkt Düntzer im Eingang des Aufsatzes: „Leider haben auch die neuesten Lebensbeschreibungen Goethes noch viel zu viel Züge aus Wahrheit und Dichtung aufgenommen, die der thatsächlichen Wirklichkeit entbehren, reine Gebilde der freien Schöpfung des Dichters sind. Es ist endlich Zeit, dass die Überzeugung durchdringe, sehr vieles, was Wahrheit und Dichtung uns so anmutig erzählt, sei vom Dichter rein ersonnen oder frei novellistisch ausgeführt.“ Das Problem hat Düntzer, wie man sieht, klar gestellt, aber seine Untersuchung zerlöst sich in eine Reihe flüchtiger, unbestimmter Anmerkungen zu den einzelnen Teilen von Dichtung und Wahrheit. Statt an einem Punkt fest einzusetzen und z. B. die Darstellung der Leipziger Zeit an der Hand der Briefe des jungen Goethe an die Schwester und an Behrisch zu prüfen, bleibt er überall mit wenig eindringenden Urteilen auf halbem Wege stehen.

Und wie man das quellenkritische Problem vernachlässigt hat, so ist man auch der Frage nach dem Charakter der modernen Selbstbiographie als litterarischer Gattung nicht nachgegangen. Man sieht in der Regel die Selbstbiographie als einen sehr nahen Verwandten der politischen Denkwürdigkeiten an[1]. Dass zwischen diesen beiden Gattungen manche Berührungspunkte bestehen, dass sie oft nur durch eine fliessende Grenze getrennt sind, soll nicht geleugnet werden. Aber es ist irrig, wenn man die Selbstbiographie zum Ableger der Memoiren stempelt und ihr den selbständigen Charakter raubt. In solchem Falle übersieht man über dem entfernteren Vetter ihren nächsten Verwandten, ihren leibhaftigen Vater, der in durchaus unpolitischer Luft lebt und atmet, den psychologischen Roman.

Die moderne Selbstbiographie ist eine Tochter des Romans, und eben dieses Verhältnis ist für ihre quellenkritische Behandlung von grösster Bedeutung. Während wir bei der Memoirenkritik vornehmlich danach zu forschen haben, inwieweit die Verfasser unter dem Einfluss irgend einer politischen Tendenz stehen, handelt es sich

1) Vgl. E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode, 2. Auflage, S. 380. — F. v. Wegele, Vorträge u. Abhandlungen, herausgegeben von Graf Du Moulin Eckart (Leipzig 1898), Artikel: die deutsche Memoirenlitteratur S. 193.

bei der Selbstbiographie um die Auffindung eines anders gearteten, weit zarteren, viel schwerer zu ermittelnden Elements, nämlich um die Aussonderung der romanhaften Bestandteile, die der Selbstbiograph bewusst oder unbewusst seinem Werke beigemischt hat.

Wie dieses romanhafte Element schon mit der Entstehung der modernen Selbstbiographie aufs innigste verbunden ist, wie es sich aus dem Wesen der litterarischen Gattung als solcher herleitet, soll in dem ersten (allgemeinen) Teil unserer Untersuchung gezeigt werden. Hier dürfen wir uns aber nicht auf die Betrachtung des romanhaften Faktors beschränken, der, so wichtig er für den Quellenkritiker ist, den Charakter der neueren Selbstbiographie doch in keinem Falle erschöpfend kennzeichnet. Kommt er doch erst in zweiter Reihe in Betracht neben dem hervorstechenderen psychologisch-individualistischen Grundzug, welcher der autobiographischen Gattung recht eigentlich das Gepräge giebt und daher unsere besondere Aufmerksamkeit verdient.

Im zweiten (speciellen) Teil der Untersuchung werden wir die Wirksamkeit des romanhaften Elements näher zu beleuchten haben an einem Beispiel, das durch das reiche Kontrollmaterial, über das wir verfügen, sich wie kein anderes zur Wahl empfiehlt.

Allgemeiner Teil:

Ueber die Anfänge und den Charakter der modernen Selbstbiographie.



Erstes Kapitel.

Rousseaus Bekenntnisse.

Will man die charakteristischen Merkmale einer litterarischen Gattung aufsuchen, so wird man sich mit ihrer Entstehungsgeschichte beschäftigen müssen. Denn selten wird das abgeschliffene litterarische Kunstwerk, das in der Epoche der Vollendung gebildet wurde, uns noch verraten, aus welchem Ideenkreise die Gattung hervorgegangen ist. Diese Erkenntnis schöpft man unmittelbarer und reiner am Ursprungsquell selbst, in der Werdezeit der Gattung, der Zeit der Gährung, wo die führenden Geister noch mit der Gestaltung des Gedankens, dem sie Ausdruck geben wollen, sichtlich ringen, wo sie in freudigem Entdeckerstolz, noch unbekannt mit den Grenzen, die ihrem künstlerischen Wirken gesteckt sind, ahnungsvoll und kühn ihr Programm verkünden.

Wir werden daher, wenn wir nach dem Wesen der modernen Selbstbiographie forschen, nicht ein abgeklärtes Meisterwerk wie Dichtung

und Wahrheit befragen, sondern diejenigen Erscheinungen, die der neuen litterarischen Gattung die Bahn gebrochen haben. Natürlich greifen wir aus der grossen Fülle von eigenen Lebensbeschreibungen, die in dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts erschienen sind, nur solche heraus, deren Verfasser sich um eine selbständige Lösung der Aufgabe bemüht haben. In jedem der vier Werke, die wir hier in Kürze analysieren wollen, erscheint das autobiographische Problem in eigenartiger Fassung. Aber so wenig die Verfasser der drei letzten Arbeiten, Karl Philipp Moritz, Goethe und Frau Roland, sklavische Nachahmer Rousseaus sind, so hängen sie doch von dem grossen Vorbilde, das er ihnen in seinen Bekenntnissen gegeben hat, in der Hauptsache ab. Alle wesentlichen Züge der Gattung sind daher schon in dieser ersten modernen Selbstbiographie enthalten. Die Nachfolger geben nur bemerkenswerte Variationen zu dem Thema, das er zum ersten Male in vollen Akkorden angeschlagen hat. Es ist daher nur billig, wenn wir ihm in unserer Untersuchung nicht allein den ersten, sondern den hervorragendsten Platz einräumen.

I.

„Ich beginne ein Unternehmen, das bis heute beispiellos ist und keinen Nachahmer finden wird: ich will meinen Mitmenschen einen Menschen in

seiner ganzen Naturwahrheit (dans toute la vérité de la nature) zeigen, und dieser Mensch werde ich selber sein.“ Mit dieser herausfordernd selbstbewussten Ankündigung leitet Rousseau seine Bekenntnisse ein. Wie steht es mit seiner Behauptung? Ist seine Selbstbiographie wirklich ein in ihrer Art einziges, beispielloses Werk? Hat nicht lange vor ihm der heilige Augustinus Bekenntnisse geschrieben? Haben nicht Petrarka, Cellini, Cardano und so mancher Deutsche wie Platter, Berlichingen, Schweinichen und Sastrow eigene Lebensbeschreibungen verfasst? Wie darf Rousseau, dem diese Vorgänger nicht unbekannt waren, sich rühmen, etwas Neues, nie Dagewesenes hervorgebracht zu haben?

Müssen wir seinen Anspruch auch einschränken, so ist er bei näherer Prüfung in der Hauptsache doch anzuerkennen. Die Konfessionen bilden in der That einen so bedeutsamen Markstein in der autobiographischen Litteratur, dass wir ihren Verfasser geradezu als Schöpfer der modernen Selbstbiographie zu betrachten haben. Suchen wir im Folgenden ihren eigentümlichen Grundzug näher zu kennzeichnen.

Rousseau spricht wiederholt und nachdrücklich als leitenden Gedanken die Absicht aus, in den Konfessionen vornehmlich die Geschichte seines inneren Menschen, seiner Seele in all' ihren Wandlungen und Färbungen bis in die

feinsten Einzelheiten zu enthüllen[1]). Seine äussere Lebensgeschichte soll nur so weit herangezogen werden, als sie seinen Charakter wiederspiegelt oder erklärt. In den Brennpunkt der Betrachtung will er das seelische Problem rücken.

Rousseaus Vorgänger hatten namentlich über ihre merkwürdigen und ungewöhnlichen Erlebnisse berichtet; inwiefern in diesen ihre Persönlichkeit zum Ausdruck kam, darum hatten sie sich nicht gekümmert. Wie Annalisten waren sie in der schlichten Erzählung auf der zeitlichen Leiter Sprosse für Sprosse hinangestiegen, ohne die Begebenheiten zu ihrem Charakter in Beziehung zu setzen. Bei ihren Thaten hatten sie selten nach den inneren Antrieben geforscht; da sie sich derselben meist nicht bewusst waren, hatten sie entweder keine oder nur äussere Beweggründe angeführt. Selbst Renaissancemenschen wie Benvenuto Cellini, die wir als durchgebildete Individualitäten anzusehen pflegen,

---

1) „L'objet propre de mes Confessions est de faire connaître exactement mon intérieur dans toutes les situations de ma vie. C'est l'histoire de mon âme que j'ai promise.“ Ausgabe von Musset-Pathay, Confessions Bd. 3, S. 3. — „Je voudrais pouvoir en quelque façon rendre mon âme transparente aux yeux du lecteur; et pour cela je cherche à la lui montrer sous tous les points de vue, à l'éclairer par tous les jours, à faire en sorte qu'il ne s'y passe pas un mouvement qu'il n'aperçoive, afin qu'il puisse juger par lui-même du principe qui les produit.“ A. a. O. Bd. 2 S. 69.

lassen jede tiefere Selbstkritik in ihren Lebensbeschreibungen vermissen. Auf Beobachtungen über das eigene Innere gehen sie nicht aus, wenn auch ihre Schilderungen vollständiger und abgerundeter sind als die Arbeiten der nordischen Selbstbiographen[1]).

Rousseau ist der erste, der mit vollem Bewusstsein die psychologische Betrachtungsweise einführt und dadurch die Selbstbiographie auf einen neuen fruchtbaren Boden stellt. Nach seiner Ansicht ruht der Schwerpunkt der Aufgabe in der peinlich sorgfältigen Analyse, in der uns der Selbstbiograph die Beweggründe zu seinen Handlungen zu offenbaren und die geheimen Triebfedern seines eigentlichen Wesens blosszulegen hat.

Um ein durchaus genaues der Wirklichkeit entsprechendes Bild von seinem Charakter zu entwerfen, hält Rousseau es für seine unerlässliche Pflicht, mit schonungsloser Offenheit über alle Erlebnisse zu reden, sollten sie ihn auch im ungünstigsten Lichte zeigen[2]). Bekannt ist ja,

---

1) Vgl. J. Burckhardt, Cultur der Renaissance, 4. Aufl. Bd. II, 52 f.

2) „J'ai dit le bien et le mal avec la même franchise. Je n'ai rien tu de mauvais, rien ajouté de bon . . . Je me suis montré tel que je fus, méprisable et vil, quand je l'ai été; bon, généreux, sublime, quand je l'ai été: j'ai devoilé mon intérieur tel que tu l'as vu toi-même, Être éternel.“ Musset-Pathay, Confessions I, 44.

wie er, um Wort zu halten, vor den schmutzigsten Enthüllungen nicht zurückgeschreckt ist. Wegen dieser brutalen Wahrhaftigkeit hat man ihm, und gewiss mit vollem Recht, Mangel an Feingefühl vorgeworfen; als mildernden Umstand jedoch sollte man nicht den Hinweis vergessen, dass Rousseau aus einem sachlichen Grunde so verfahren hat, nämlich um den Vorsatz auszuführen, sich den Mitmenschen „in der ganzen Naturwahrheit“ seines Wesens unverschleiert zu zeigen. Denn er war fest davon überzeugt, dass er die psychologische Aufgabe, in der er die grösste und wertvollste Unternehmung seines Lebens erblickte, nur dann lösen könnte, wenn er rücksichtslos über alle Vorgänge seines Lebens getreulich Bericht erstatte. In dieser Absicht wählte er für die Bekenntnisse das bezeichnende Geleitwort: Intus et in cute[1]).

Auch der Titel, den Rousseau dem ersten Entwurf seiner Lebensbeschreibung gab, kennzeichnet die psychologische Richtung; er lautete: Mon Portrait[2]). „Ich werde mich so malen,

---

1) An seinen Freund Moultou schrieb er am 29. Januar 1763: „L'histoire d'un homme qui aura le courage de se montrer intus et in cute peut être de quelque instruction à ses semblables.“

2) Vgl. die treffliche Abhandlung von Albert Jansen: Histoire critique de la rédaction des Confessions in seinem Werk: J. J. Rousseau, Fragments inédits, Paris 1882 S. 30.— Höchst charakteristisch sind die einleitenden Bemerkungen

wie ich bin;“ schreibt er an Duçlos, „die Gesichtszüge bringen nur dadurch ihre Wirkung hervor, dass sie alle darauf sind; fehlt nur ein einziger, wird das Gesicht entstellt. Wenn ich schreibe, denke ich nicht an die Uebereinstimmung; ich bin nur darauf bedacht, zu sagen, was ich weiss, und aus diesem Verfahren ergiebt sich die Uebereinstimmung und Aehnlichkeit des Ganzen mit seinem Urbilde.“[1])

Dieses Streben nach naturwahrer Wiedergabe seiner Lebensgeschichte entsprang bei Rousseau nicht allein psychologischem Erkenntnisdrang; er hatte auch die sittliche Erziehung des Menschengeschlechts im Auge, das er durch sein Beispiel zu tieferer Selbstkritik anspornen wollte. In einer ursprünglich weiter ausgeführten Einleitung

---

die Rousseau dem Entwurf: Mon Portrait voraufschickt. Sie zeigen, wie er durch seine Selbstbiographie vor allem die psychologische Erkenntnis bei seinen Mitmenschen zu vertiefen hoffte: „Je vois que les gens qui vivent le plus intimement avec moi ne me connaissent pas, et qu' ils attribuent la plupart de mes actions, soit en bien, soit en mal, à de tout autres motifs qu'à ceux qui les ont produites. Cela m'a fait penser que la plupart des caractères et des portraits qu'on trouve dans les historiens ne sont que des chimères, qu'avec de l'esprit un auteur rend aisément vraisemblables et qu'il fait rapporter aux principales actions d'un homme, comme un peintre ajuste sur les cinq points une figure imaginaire.“ G. Streckeisen-Moultou, Œuvres et correspondance inédites de Rousseau S. 285.

1) S. A. Jansen, a. a. O. S. 33 f.

zu den „Bekenntnissen" äusserte er in diesem Sinne: „Ich bin dazu entschlossen, meine Leser in der Menschenkenntnis einen Schritt weiter zu bringen, und zwar dadurch, dass ich sie, falls das möglich ist, von jener einseitigen und fehlerhaften Regel abbringe, nach der sie über den Charakter des andern stets mittelst ihres eignen urteilen, während man im Gegenteil, um den seinigen kennen zu lernen, oft gerade damit beginnen müsste, im Herzen des lieben Nächsten zu lesen .... Damit man sich selbst taxieren lernt, soll man durch meine Bemühung wenigstens ein Vergleichsstück besitzen, so dass jeder, abgesehen von seiner Person, noch einen andern kennen lernen kann, und dieser andere werde ich selbst sein."[1])

Von dem objektiven Wert der Beobachtungen, die er in den Konfessionen über sein Wesen niedergelegt hat, ist Rousseau ganz durchdrungen. Er geht so weit, dass er ihnen geradezu einen wissenschaftlichen Charakter zuschreibt. Denn er verfahre, behauptet er, bei seinen Beobachtungen so methodisch wie irgend ein Naturforscher und gelange daher zu ebenso gesicherten Ergebnissen wie ein solcher[2]).

---

1) S. Jansen, a. a. O. S. 38.

2) Vgl. Rousseaus Rêveries (Première promenade), wo es heisst: „Je ferai sur moi à quelque égard les opérations que font les physiciens sur l'air, pour en connaître l'état journalier. J'appliquerai le baromètre à mon âme

Wie sehr Rousseau die Beweiskraft der psychologischen Selbstanalyse überschätzt, wie blind er für das ihr anhaftende subjektive Moment ist, haben wir hier nicht zu erörtern. Für uns ist Rousseaus psychologische Geistesrichtung an sich interessant, sowie die intensive Art, in der er in ihr lebte und webte. Neben hervorragendem seelischen Feingefühl besass er eine virtuose Gabe der Selbstbeobachtung, die wie in unsern Tagen bei Maupassant und Nietzsche mit dem krankhaften Geisteszustande wuchs und in Selbstzerfleischung und nervöse Ueberreiztheit ausartete. Mit dem zunehmenden Verfolgungswahn steigerte sich der gefährliche Hang zur Selbstzergliederung, den wir in höchster Potenz im zweiten seiner „Dialoge“ finden, der eine nachträgliche Ergänzung zu den Bekenntnissen bilden sollte[1]). Wie in den Bekenntnissen sind hier eitle Selbstbespiegelung mit ehrlichem Ringen nach wahrer

et ces opérations bien dirigées et longtemps répétées me pourraient fournir des résultats aussi sûrs que les leurs.“ Vgl. auch bei Streckeisen-Moultou, Œuvres et correspondance inédites de Rousseau S. 289 die Bemerkung R.s in Mon Portrait: „Je conçois un nouveau genre de service à rendre aux hommes; c'est de leur offrir l'image fidèle de l'un d'entre eux, afin qu'ils apprennent à se connaître. Je suis observateur et non moraliste. Je suis le botaniste qui décrit la plante; c'est au médecin qu'il appartient d'en régler l'usage.“

1) Rousseau juge de Jean-Jacques, Dialogues Nr. II: Du naturel de Jean Jacques et de ses habitudes.

Erkenntnis in widerspruchsvoller Mischung innig verbunden.

Die psychologische Selbstbesinnung und Vergleichung führte Rousseau naturgemäss zum Individualismus, zu der Überzeugung, dass er ein in seiner Art einziges Wesen sei. Im Eingang der Konfessionen spricht er diese Entdeckung mit nachdrücklichem Stolz aus: „Ich kenne mein Herz und ich kenne die Menschen. Ich gleiche keinem von allen, die ich gesehen habe; ich bin kühn genug zu glauben, nicht wie ein einziger von denen, die mit mir leben, beschaffen zu sein. Wenn ich auch nicht besser bin, bin ich doch anders. Und erst wenn man mich gelesen hat, wird man darüber urteilen können, ob die Natur recht that oder nicht, als sie die Form zerstörte, worin sie mich gegossen."

II.

Neben dem individualistisch-psychologischen Moment, dessen Bedeutung wir eben gekennzeichnet haben, sind von uns bei einer Analyse von Rousseaus Selbstbiographie noch andere charakteristische Züge zu berücksichtigen.

Die Bekenntnisse sind nicht die angeblich objektive Selbstschilderung, für die sie ihr Verfasser ausgegeben: sie sind vor allem eine leidenschaftliche Selbstverteidigung, eine Apologie entschiedenster Art gegenüber seinen Feinden. Wie

gerade diese Richtung, je weiter Rousseau in der Beschreibung seines Lebens vorrückt, sich um so störender aufdrängt und mit dem zunehmenden Verfolgungswahn steigert, ist oft genug hervorgehoben worden.

Aber so wirksam und in die Augen fallend die apologetische Tendenz auch ist, so oft sie Rousseau von seiner eigentlichen Aufgabe, der seelischen Selbstbeschreibung, ablenkt, man gewahrt doch bei aufmerksamer Untersuchung, dass die psychologische Richtung nicht nur ein Aushängeschild oder ein nachträglich aufgelegter Firnis ist, sondern ein kräftiger und ursprünglicher Trieb, der sich selbständig behauptet und nicht ersticken lässt. Wie häufig kann man beobachten, dass Rousseau, der noch eben damit beschäftigt war, die Anklagen seiner Gegner zu widerlegen, diesen Vorsatz völlig vergisst, um sich in grübelnden Betrachtungen über sein merkwürdiges, widerspruchsvolles Wesen, das er enträtseln und auf eine Formel bringen möchte, zu ergehen. In solchen Momenten verliert Rousseau die apologetische Absicht ganz aus dem Auge und versenkt sich in die Betrachtung seines Seelenlebens, um wie im Selbstgespräch seine seltsamen Charaktereigenschaften sich zu vergegenwärtigen und nach ihrem Ursprung, ihrem Zusammenhang zu forschen.

Wir wollen jedoch weder dem apologetischen noch dem psychologischen Zug den Vorrang ein-

räumen, sondern nur betonen, dass diesem neben jenem selbständige Geltung zukommt.

Wie ursprünglich in Rousseau das psychologische Bedürfnis ist, lehrt ein Blick auf die Entstehungsgeschichte seiner Bekenntnisse. Der erste Entwurf derselben, dessen Titel „Mon Portrait“ wir schon oben erwähnten, zeigt von apologetischen Neigungen des Verfassers noch keine Spur. Von dem uneigennützigen Streben nach wahrhaftiger Selbsterkenntnis geleitet, wünscht Rousseau durch aufrichtige Beschreibung seines Lebens und Wesens der Menschheit einen hervorragenden Dienst zu leisten. Erst vom Januar 1765 ab, seit dem Erscheinen des giftigen Pamphletes von Voltaire „Sentiment des citoyens“, in dem er sich auf das schlimmste verleumdet sieht, gewinnt in Rousseaus Plan der apologetische Zug die Oberhand. Denn jetzt hält er es für notwendig, die Vorwürfe und Beschimpfungen von sich abzuwehren, mit denen ihn der Gegner in hämischem Spott überschüttet.

Ist er früher der Ansicht gewesen, er habe mehr zu verlieren als zu gewinnen, wenn er den Schleier von seinem früheren Leben ziehe, so ist er nach dem Angriff Voltaires der entgegengesetzten Meinung: er glaubt, dass er ungeachtet seiner Fehltritte, von denen er nicht schweigen will, in den Augen der Mitmenschen nur gewinnen könne.[1])

---

1) S. Jansen, a. a. O. S. 33ff.

III.

Neben dem psychologischen und dem apologetischen Zug weisen Rousseaus Konfessionen ein drittes selbständiges Element auf, das wir näher kennzeichnen müssen. Es ist im Namen, den Rousseau für seine Selbstbiographie gewählt hat, ausgesprochen: er hat, wie der Titel sagt, darin „Bekenntnisse“ niederlegen wollen, Bekenntnisse von Vergehungen, die sein Gewissen schwer bedrückten.

Schon in der Heloïse und im Emile hatte Rousseau der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, dass sich ein Verbrechen durch freimütiges Geständnis sühnen lasse. Und an die Beichte, die er in den Konfessionen von einem in Turin begangenen Diebstahl ablegt, knüpft er in diesem Sinn die Bemerkung: „Ich habe nie über mich gewinnen können, durch ein Bekenntnis gegen einen Freund mein Herz zu entlasten. Die engste Vertraulichkeit hat mich niemals, selbst gegen Frau von Warens nicht, so weit gebracht. Alles, was ich zu thun vermochte, war das Geständnis, dass ich mir eine abscheuliche Handlung vorzuwerfen habe, aber nie habe ich angegeben, worin sie bestehe. Diese Last liegt also bis heute ohne Erleichterung auf meinem Gewissen, und ich kann sagen, dass das Verlangen, mich in irgend einer Weise ihrer zu entledigen, viel zu dem Entschluss, den ich gefasst, beigetragen hat, meine Bekenntnisse zu schreiben.“ Und wie die

Erzählung von dem Diebstahl in Turin tragen auch andere Schilderungen in Rousseaus Lebensgeschichte den Charakter der Beichte.

In dieser Beicht- und Bekenntnisstimmung hat man den Grundzug der Rousseauschen Selbstbiographie sehen wollen und behauptet, Jean Jacques, der sein Werk für eine originelle Hervorbringung ausgebe, habe den Confessiones des heiligen Augustinus den leitenden Gedanken abgelauscht. Werden wir diesem Urteil zustimmen können? Lehnen Rousseaus Konfessionen sich in der That an diejenigen des Kirchenvaters wie an ein Vorbild an? Entspringen auch sie einem religiösen Antriebe? Schon ein flüchtiger Vergleich wird uns davon überzeugen, dass zwischen beiden Werken nicht die geringste Verwandtschaft oder auch nur irgend ein Abhängigkeitsverhältnis besteht, dass Rousseaus Gemüts- und Geistesrichtung mit dem bussfertigen Christentum eines Augustin nichts gemein hat.

Während es Rousseau auf eine umfassende, in den Einzelheiten genaue Darstellung seines Lebens und seiner Persönlichkeit ankommt, gleitet Augustin selbst über die wichtigsten Ereignisse seiner Vergangenheit eilig hinweg. Die Erzählung ist von Anfang an wortkarg und dürftig; sie wird als Nebensache behandelt und beschränkt sich oft auf knappe Andeutungen, nicht selten auf dunkle Anspielungen. Kaum der fünfte Teil der Confessiones wird durch die Lebensschilderung

eingenommen; fromme Betrachtungen und Gebete bilden den Grundstock des Buches, das nicht der Unterhaltung, sondern religiöser Erbauung gewidmet ist.

Und wie verschieden ist das Publikum, an das sich Augustin und Rousseau wenden! Jener schreibt im Angesicht Gottes, dem ja alle seine Sünden und Verfehlungen bekannt sind; dieser tritt vor die grosse Gemeinde der Mitmenschen, nicht nur um zu beichten, sondern um davon zu überzeugen, wie begreiflich und entschuldbar seine Fehltritte sind, wie jeder, der sich in ähnlicher Lage befunden, nicht besser gehandelt hätte. Begnügt Augustin sich in christlicher Ergebung mit dem reuigen Bekenntnis seiner Sündhaftigkeit, um deren Verzeihung — unbekümmert um das Urteil der Menschen — ganz seinem gnädigen Gott anheimzustellen, so fügt Rousseau der eingestandenen Schuld eine psychologische Erläuterung und Rechtfertigung hinzu. „Ich würde den Zweck dieses Buches nicht erfüllen“, schliesst er die Beichte der Geschichte von dem gestohlenen Bande, „wenn ich nicht zu gleicher Zeit *meine innere Stimmung erklärte* und Anstand nähme, mich durch das, was die volle Wahrheit ist, *zu entschuldigen*.“ Man sieht an diesem Beispiel recht deutlich, wie unbussfertig Rousseaus Sinn ist, wie die apologetischen und psychologischen Strebungen weit mächtiger sind als sein Bekenntnisdrang, und wie auch dieser schliesslich

in den Dienst des psychologischen Planes gestellt wird.

Eben die psychologischen Absichten Rousseaus würden einem Augustin müssig und unerreichbar dünken, ihm, der ausdrücklich auf jeden Versuch der Selbsterkenntnis mit dem tiefsinnigen Wort verzichtet: „Und doch fasse ich selbst nicht ganz, was ich bin; denn der Geist ist zu eng, um sich selbst zu fassen.“ Wie fremd dem Kirchenvater eine psychologische Auffassung seines Lebenslaufes sein würde, zeigt die Rolle, die er dem Hauptereignis, seiner Bekehrung, zuweist. Durchaus im christlichen Sinn wird diese Bekehrung als plötzliche Erleuchtung durch unmittelbares Einwirken der göttlichen Gnade, als jäher Bruch mit der Vergangenheit, kurz als Wunder hingestellt, während es im modernen Sinn als Glied in eine Entwicklungskette eingereiht und als ein allmählich gewordenes Lebensergebnis erklärt werden würde. Von dem durch die Bekehrung gewonnenen Standpunkt aus wertet Augustin sein ganzes Vorleben: die früheren Tage, die er in gottloser Verblendung zugebracht, erscheinen ihm durch keinen Lichtstrahl erhellt, sondern in das tiefe Dunkel sündiger Verirrung gehüllt. In demütiger Zerknirschung und von leidenschaftlichem Abscheu vor sich selbst erfüllt, blickt er auf seine Jugend zurück; und wir erhalten in den Confessiones unter dem starken Einfluss der christlichen Bussstimmung eine grau

in grau malende die Wirklichkeit verzerrende Lebensschilderung, gegen deren Uebertreibungen wir den Verfasser in Schutz nehmen müssen[1]).

Wie fern steht dieser tief religiösen Natur der von dem Gefühl seiner persönlichen Würde getragene Sohn der Aufklärung! Selbstgerecht und trotzig erteilt er sich aus eigener Machtvollkommenheit nach der Beichte, ja schon vor derselben einen glänzenden Freispruch: „Möge die Posaune des jüngsten Gerichts ertönen", ruft er sich in die Brust werfend aus, „wann sie will: ich werde mich mit diesem Buche in der Hand dem Weltenrichter stellen. Ich werde laut sagen: Hier ist, was ich gethan, was ich gedacht und was ich gewesen. Versammle um mich, Du einziges Wesen, die unzählbaren Scharen meiner Mitgeschöpfe; mögen sie meine Bekenntnisse hören, über meine Schwächen seufzen und erröten über das Gemeine in mir. Möge dann jeder von ihnen der Reihe nach zu den Füssen Deines Thrones mit demselben Freimut sein Inneres enthüllen, und wer es wagt, mag zu Dir sprechen: ich war besser als dieser Mensch da!"[2])

1) S. den Artikel Augustinus von Loofs in der Realencyclopädie für protestantische Theologie II, 260 f., 266 f 268. Vgl. auch den Vortrag von Adolf Harnack über die Konfessionen des heil. Augustinus, Giessen, 1888.

2) F. v. Bezold hat in einem schönen Essai: „Ueber die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter" (Zeitschrift für Kulturgesch. N. F. Bd. I,

IV.

Wir kommen in unserer Analyse schliesslich zu einem Element, das, wie schon angekündigt, für den Quellenkritiker von höchstem Interesse ist, zu dem romanhaften Bestandteil der Rousseauschen Bekenntnisse. Dieser Faktor weist uns in das Gebiet, wo die moderne Selbstbiographie im eigentlichen Sinn vorbereitet und erwachsen ist. Denn mag man in Rousseau ihren Schöpfer sehen, man darf nicht vergessen, wieviel er der ihm voraufgehenden litterarischen Entwicklung und namentlich dem Aufschwung des Romans verdankt.

(1894) S. 145 ff.) die Entstehung der Selbstbiographie aus dem Geist des Christentums hergeleitet: „Die Belauschung des eignen Herzens ist christlichen Ursprungs“ S. 171. Dass der oben ausgeführte Vergleich zwischen Augustin und Rousseau sich nicht gegen v. Bezolds These im allgemeinen wendet, möchte ich ausdrücklich hervorheben. Man kann, glaube ich, Bezold ein Fortwirken des christlichen Ursprungs auch in der modernen Selbstbiographie zugestehen, ohne wie er (S. 146) eine unmittelbare Abhängigkeit Rousseaus von Augustin anzunehmen. Wie etwa die grosse Entwicklungslinie zu führen wäre, deutet eine geistvolle Bemerkung von Paul Bourget (Œuvres I, 475) an: „Il est probable que l'esprit d'analyse s'est développé beaucoup depuis l'antiquité par l'habitude de la confession. Nous serions ainsi redevables à la discipline catholique de ce pouvoir qui nous a permis de renouveler le roman et la poésie intime“. Aber nicht allein die katholische Beichte, auch der Protestantismus und namentlich der Pietismus haben zur Ausbildung des „esprit d'analyse“, des Vermögens der seelischen Selbstbeobachtung und Selbstzergliederung, sehr viel beigetragen.

Wie der Roman in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich unter dem Einfluss Richardsons sich zu reicherem Ausdruck seelischer Stimmungen und vertiefter Charakteristik entfaltete, wie er wirkliches Leben und leibhaftige Menschen wiederzuspiegeln suchte, daran kann hier nur erinnert werden[1]. Bekannt ist, dass Rousseau von dem englischen Familienroman stark beeinflusst wurde; doch wusste er seinen Stoff mehr als Richardson zu verinnerlichen. Er durfte sich rühmen, dass er auf den ungeheuren Personenapparat und die ausserordentlichen Ereignisse, durch deren Anhäufung der Engländer seine Leser zu fesseln suchte, als auf äusserliche und grobe Unterhaltungsmittel verzichtet und trotz einer winzigen Personenzahl und einer einfachen Handlung die angespannteste Teilnahme erweckt habe[2]. Die starke psycho-

---

1) Man vermisst noch sehr eine tiefer eindringende Würdigung des Romans im 18. Jahrhundert, die etwa der Charakteristik entsprechen müsste, die W. Dilthey in seinen „Beiträgen zum Studium der Individualität" (Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1896, Bd. I, 327 ff.) gegeben hat.

2) S. Confessions (éd. Musset-Pathay) IV, 185 ff. — Treffend bemerkt Beaudouin, La vie et les œuvres de Rousseau I, 499: „Rousseau, toujours novateur ... se proposait de ramener le roman à la simplicité de la nature. Dédaignant les intrigues compliquées et les aventures extraordinaires, il voulait prendre l'homme par le dedans, au lieu de le prendre par le dehors; se faire le rapporteur et l'historien de son âme, de ses passions et

logische Neigung, die Rousseaus Bekenntnissen das Gepräge giebt, finden wir also in der Heloïse schon im Keime vor.

Aber als das merkwürdigste Anzeichen, das auf die enge Wesensverwandtschaft zwischen dem psychologischen Roman und der Selbstbiographie hinweist, müssen wir die Neigung Rousseaus ansehen, schon in seine Romane, in die Heloïse sowohl wie in den Emile intime persönliche Erlebnisse wie z. B. sein Liebesverhältnis zur Gräfin Houdetot einzuflechten. Roman und Wirklichkeit werden von ihm zu unlösbarer Gemeinschaft verbunden. Um die seelischen Erregungen seiner Helden recht lebendig und eindrucksvoll darzustellen, schöpft er oft aus dem frischen Quell der eigenen Erfahrung, so dass seine Romane gleichsam Vorstudien zu den späteren „Bekenntnissen“ enthalten. Er hätte jene wie später Goethe „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ eine „Pseudokonfession, in der Erdichtetes und Erlebtes untrennbar verbunden sei[1])“, nennen können. Und erinnern wir uns an David Copperfield oder an den Grünen Heinrich, so bemerken wir, wie lebendig die zwitterhafte Gattung der im Roman

---

de son cœur, plutôt que des événements dont il était l'auteur ou le témoin; subordonner les faits aux sentiments, les complications de l'intrigue aux développements de la passion.“

1) Vgl. Karl Alt, Studien zur Entstehungsgesch. von Goethes Dichtung und Wahrheit, München 1898, S. 2.

verkappten Selbstbiographie noch heute sich fortsetzt.

Was legt aber die nahe Verwandtschaft von Roman und Selbstbiographie deutlicher an den Tag als diese innige Vermischung? Nur durch fliessende Grenzen sind die beiden Gattungen getrennt; sie haben in so reger Wechselwirkung gestanden, so fruchtbare Anregungen einander mitgeteilt, dass in einer Geschichte des modernen Romans auch die Selbstbiographie ein ansehnliches Kapitel beanspruchen dürfte.

Und wie wir im Roman selbstbiographische Anläufe finden, so haben sich anderseits in die eigenen Lebensbeschreibungen leicht romanhafte Bestandteile eingeschlichen. Kündigen doch in Rousseaus Bekenntnissen zahlreiche Schilderungen wie z. B. die reizende Episode, die der Begegnung mit den Fräulein von Galley und von Graffenried gewidmet ist, schon von fern den romanhaften Charakter an. Ja, man kann behaupten, dass gerade den gelungendsten Teilen des Werkes ein anmutiger novellistischer Zug eignet, der uns die zweifelhafte Frage nahe legt, ob hier nicht die lebhafte Einbildungskraft des Dichters die nüchterne Wirklichkeit mit einem glänzenden Gewebe übersponnen hat.

Die Berechtigung solcher kritischen Bedenken wird durch Rousseaus eigne Geständnisse bestätigt. Sagt er doch schon in den die Bekenntnisse einleitenden Worten, dass er Gedächtnislücken durch An-

bringung von „unwesentlichen Ausschmückungen“ gefüllt habe[1]. Er fügt zwar die Beteurung hinzu, er habe bei solchen Erdichtungen nur das als wahr hingestellt, „wovon ich wusste, dass es wahr sein könnte — niemals das, wovon ich wusste, dass es falsch sei“. Aber diese ergänzende Thätigkeit der Fantasie ist doch als eine den wirklichen Sachverhalt trübende Operation anzusehen und kommt einem Verzicht auf die strenge historische Wahrheit gleich.

Noch eindringlicher mahnt eine spätere Äusserung Rousseaus zu kritischer Vorsicht. In den „Rêveries“ stellt er folgende interessante Betrachtung über die Entstehungsweise seiner Konfessionen an: „Meine Bekenntnisse schrieb ich, als ich schon alt war und mir die eitlen Freuden des Lebens .... verleidet waren. Ich schrieb sie aus dem Gedächtnis, *das mich häufig in Stich liess oder mir nur unvollkommene Erinnerungen gab; seine Lükken füllte ich mit Einzelheiten aus, die ich zur Ergänzung dieser Erinnerungen erfand*, die aber niemals mit ihnen in Widerspruch waren. Gern verbreitete ich mich über die glücklichen Stunden meines Lebens und *verschönerte sie zuweilen durch* Aus-

17) „Je n'ai rien tu de mauvais, rien ajouté de bon; et s'il m'est arrivé d'employer quelque ornement indifférent, ce n'a jamais été que pour remplir un vide occasionné par mon défaut de mémoire“.

schmückungen, die mir ein zärtliches Bedauern eingab.“ [1])

Diese Sätze enthalten ein umfassendes Geständnis. Es offenbart uns, dass Rousseau zum mindesten Teile seiner Lebensgeschichte poetisch umgeformt und ihr später wie Goethe der seinigen ein bedeutendes romanhaftes Element beigemischt hat.

Von hohem Interesse ist für uns die Beobachtung, dass Goethe die autobiographische Aufgabe technisch ähnlich wie Rousseau aufgefasst hat. Auch er war sich darüber klar geworden, dass es ihm bei seinem hohen Alter unmöglich sei, die Erinnerung an die Jugendzeit in untrüglicher Frische und lebhaftem Farbenton hervorzuzaubern [2]). Wie störend er dieses Nachlassen

---

1) Rousseau, Œuvres éd. Musset-Pathay Bd. 33, Rêveries, Quatrième promenade S. 74 ff. — Bedeutsam ist auch ein etwas später folgender Passus: „Il suit de toutes ces réflexions“, schliesst Rousseau seine Betrachtung, „que la profession de véracité que je me suis faite a plus son fondement sur des sentiments de droiture et d'équité que sur la réalité des choses et que j'ai plus suivi dans la pratique les directions morales de ma conscience que les notions abstraites du vrai et du faux. J'ai souvent débité bien des fables, mais j'ai trés rarement menti.“

2) Vgl. Goethes Bemerkungen über Entstehung biographischer Annalen, wo er u. a. äussert: „Es ist keine Frage, dass uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene ersten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach verlischt, dass

des Gedächtnisses empfand, ersieht man aus Bekenntnissen an Freunde, wie z. B. an Klinger, dem er berichtete, dass „das Gedächtnis zu den Thatsachen wohl allenfalls hinreicht“, dass es „aber nicht immer uns die Eindrücke, die wir damals empfingen, wieder hervorrufen kann, wir vielmehr öfters spätere Reflexionen unterschieben“[1]). Und Zeltern bekannte er geradezu, dass es in späteren Jahren unmöglich sei, eine Selbstbiographie abzufassen, ohne bei der Rückerinnerung die Einbildungskraft wirken zu lassen[2]). Auch hat Goethe wie Rousseau ungeachtet der Zuhilfenahme der dichterischen Fantasie das ernstliche Bestreben gehabt in seiner Lebensgeschichte „das eigentlich Grundwahre stets zum Ausdruck zu bringen“ und es nicht durch Hinzufügung des poetischen Elements zu verwischen oder zu fälschen.

Ob aber das ungezäumte Flügelross der Fantasie immer so lenksam ist, wie der Alt-

---

die anmutige Sinnlichkeit verschwindet und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmut nicht ersetzen kann .... Rücken wir weiter ins Leben, so gewinnt alles ein anderes Ansehen, und man kommt zuletzt beinahe in den Fall, wie jener Geometer nach Endigung eines Theaterstücks auszurufen: Was soll denn das aber beweisen?“ (Ausgabe Hempel Bd. 29, 327 ff., citiert bei Alt, Studien zur Entstehungsgesch. v. Goethes Dichtung und Wahrheit).

1) Weimarer Ausgabe, Briefe, Bd. 24 S. 251, Goethe an Klinger d. 8. Mai 1814, citiert bei Alt a. a. O.

2) S. Alt, a. a. O. S. 80.

meister meint, werden wir billig zu bezweifeln haben. Für unsern Zweck ist in jedem Fall das Geständnis der beiden Dichter von grosser Bedeutung, dass sie, um die selbstbiographische Aufgabe lösen zu können, den eigentlich historischen Boden öfter verlassen und sich in das luftige Reich der Fantasie flüchten mussten. Rousseau sowohl wie Goethe wälzen die Verantwortung für diese Abweichungen von der rein geschichtlichen Wiedergabe ihres Lebens ihrem hohen Alter und der damit verbundenen Gedächtnisschwäche zu. Sollte indes nicht jeder Versuch biographischer Rückerinnerung von dieser Gefahr bedroht sein und die Neigung zu romanhaftem Bilden und Gestalten eben aus dem Wesen der Aufgabe, die die künstlerische Kraft im Menschen weckt und anregt, zu erklären sein?

Zweites Kapitel.

„Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz.

Wir haben im vorigen Kapitel die charakteristischen Merkmale der Bekenntnisse Rousseaus kennen gelernt und möchten nun noch einen schnellen Blick auf einige seiner Nachfolger werfen. Bringen doch die Jünger einen dem Vorbild eigentümlichen Wesenszug manchmal zu schärferem und reinerem Ausdruck als der Meister.

Das gilt namentlich von dem Urheber des „Anton Reiser“. In Karl Philipp Moritz war ein energischer wissenschaftlicher Geist lebendig. Begierig nahm er die von Rousseau ausgehenden psychologischen Anregungen auf. Denn auch er versprach sich von einer systematischen Erforschung des Seelenlebens durch genaue Selbstbeobachtung und offenherzige Selbstschilderung die grossartigste Förderung des menschlichen Geschlechtes.

In diesem Sinne munterte er in einer kleinen Broschüre, die er im Jahre 1782 unter dem Titel „Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre“ (Berlin bei August Mylius) herausgab, zur Abfassung „eigner wahrhafter Lebensbeschreibungen oder Beobachtungen über sich selber“ auf. Denn „aus den vereinigten Berichten mehrerer sorgfältiger Beobachter des menschlichen Herzens könnte eine Experimentalseelenlehre entstehen, welche an praktischem Nutzen alles das weit übertreffen würde, was unsere Vorfahren in diesem Fache geleistet haben.“ Zu diesem grossen Werk sollten Schulmänner und Prediger wie Offiziere und Juristen, kurz alle mitten im Leben stehenden Leute ihre Erfahrungen beisteuern, die in einem „Magazin der Experimentalseelenlehre“ gesammelt werden sollten. Solch methodische Arbeit pries Moritz als den einzigen Weg, auf dem „das menschliche Geschlecht durch sich selber mit sich selber bekannter werden und sich zu einem höheren Grade der Vollkommenheit emporschwingen könnte, sowie ein einzelner Mensch durch Erkenntnis seiner selbst vollkommener wird .... Das würde alsdann einmal ein allgemeiner Spiegel werden, worin das menschliche Geschlecht sich beschauen könnte.“

Wer sich nun zu einem eigentlichen Beobachter des Menschen bilden will, der soll, rät Moritz, von sich selber ausgehen. Er soll „die Geschichte seines eigenen Herzens von

seiner frühesten Kindheit an sich so getreu wie möglich entwerfen, auf die Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit aufmerksam sein und nichts für unwichtig halten, was jemals einen vorzüglich starken Eindruck auf ihn gemacht hat."

Ueber die Biographik der früheren Epochen fällt Moritz wie Rousseau ein scharfes Verdammungsurteil, weil es ihr an psychologischer Tiefe mangele: „Von dem Leben der Menschen, deren Geschichte beschrieben ist, kennen wir nur die Oberfläche. Wir sehen wohl, wie der Zeiger an der Uhr sich drehet, aber wir kennen nicht das innere Triebwerk, das ihn bewegt. Wir sehen nicht, wie die ersten Keime von den Handlungen des Menschen sich im Innersten seiner Seele entwickeln. Dies bemerken wir nur so selten bei uns selber, geschweige denn bei andern. Damit ist aber nicht ausgemacht, dass wir es nicht bemerken könnten. Dies ist eben noch das unbearbeitete Feld. Tausend Beobachtungen, die man hier schon gemacht hat, sind blos von der Oberfläche genommen und nicht aus dem Innersten der Seele herausgehoben." Das könne nur dann geschehen, wenn scharfe Selbstbeobachtung eintrete, und zwar früh genug, ehe die seelischen Spuren durch die Länge der Zeit verwischt würden. Für die Praxis der Selbstbeobachtung empfiehlt Moritz vor allem „Aufmerksamkeit aufs Kleinscheinende", weil dadurch der Wirklichkeits-

sinn am schärfsten ausgebildet werde. Aber „vor jedem Hang, sich in eine idealische Welt hinüberzuträumen, muss der Menschenbeobachter sich äusserst hüten; er muss in keine idealische, sondern in seine eigene wirkliche Welt immer tiefer einzudringen suchen.“

Das in den „Aussichten“ aufgestellte Programm suchte Moritz alsbald auszuführen. Im Jahre 1783 begründete er das „Magazin der Erfahrungsseelenkunde“, eine Zeitschrift, in der er neben Beobachtungen über Gemüts- und Geisteskranke Tagebücher, merkwürdige Briefe und selbstbiographische Aufzeichnungen veröffentlichte. Hier erschienen auch die ersten Proben seiner eigenen Lebensgeschichte, die er in den Jahren 1785—1790 als selbständige Werke herausgab unter dem Decknamen „Anton Reiser“ und dem sehr bezeichnenden Untertitel „Ein psychologischer Roman“.

Moritz will, wie er im Vorwort andeutet, seinen Stoff nach streng psychologischen Grundsätzen behandeln. Es kommt ihm vornehmlich auf eine genaue Wiedergabe der wirklichen Verhältnisse an; im Gegensatz zu Rousseau verzichtet er auf jeden romanhaften Aufputz seiner Erlebnisse, selbst auf die Gefahr hin, die Neugierde der Leser nicht zu befriedigen. „Auch wird man,“ fügt er hinzu, „in einem Buche, welches vorzüglich die innere Geschichte des Menschen schildern soll, keine grosse Mannig-

faltigkeit der Charaktere erwarten: denn es soll die vorstellende Kraft nicht verteilen, sondern sie zusammendrängen und den Blick der Seele in sich selber schärfen."

Im Vorwort, das Moritz dem zweiten Teil voraussandte, warf er die Maske des Decknamens ab und gestand, dass der „Anton Reiser" seine eigene Jugendgeschichte darstelle: „Um fernern schiefen Urteilen, wie schon einige über dies Buch gefällt sind, vorzubeugen, sehe ich mich genötigt, zu erklären, dass dasjenige, was ich aus Ursachen, die ich für leicht zu erraten hielt, einen psychologischen Roman genannt habe, im eigentlichsten Verstande Biographie, und zwar eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens bis auf seine kleinsten Nüancen ist, als es vielleicht nur irgend eine geben kann."

Der „Anton Reiser" ist in der That eine in ihrer Art einzige Selbstbiographie, ein Mittelding zwischen Erzählung und wissenschaftlicher Abhandlung. Moritz ist es vor allem darum zu thun, die neunzehn Jahre seiner Jugend in eingehender psychologischer Erörterung zu erklären und namentlich alle diejenigen Eindrücke zu zergliedern, denen er einen Einfluss auf die Bildung seines Charakters und die Gestaltung seiner Lebensverhältnisse zuschreiben möchte. Er bittet, dabei die „anscheinende Geringfügigkeit mancher

Umstände" zu entschuldigen. Wer aber das Leben kenne, fügt er hinzu, der wisse, „wie dasjenige oft im Fortgange des Lebens sehr wichtig werden könne, was anfänglich klein und unbedeutend schien." In Uebereinstimmung mit dem Programm, das er in den „Aussichten" aufgestellt hatte, sucht Moritz uns bis ins einzelne das „innere Triebwerk" seiner Seele zu enthüllen und an seinem Beispiel zu zeigen, wie „die ersten Keime von den Handlungen des Menschen sich im Innersten seiner Seele entwickeln".

Unangenehm berührt die häufig hervortretende Neigung von Moritz, seinen Stoff in wissenschaftlicher Absicht zu behandeln und zu pädagogischen und psychologischen Lehrsätzen fortzuschreiten. So leitet er den letzten Abschnitt der Biographie mit den für seine Richtung charakteristischen Sätzen ein: „Dieser vierte Teil von Anton Reisers Lebensgeschichte handelt so wie die vorigen eigentlich die wichtige Frage ab, in wiefern ein junger Mensch sich selber seinen Beruf zu wählen imstande sei .... Dieser Teil enthält auch einige vielleicht nicht unnütze und nicht unbedeutende Winke für Lehrer und Erzieher sowohl als für junge Leute, die ernsthaft genug sind, um sich selbst zu prüfen, durch welche Merkzeichen vorzüglich der falsche Kunsttrieb von dem wahren sich unterscheidet."

Oft wird die Erzählung zu Gunsten psychologischer Erörterungen unterbrochen. Einmal verbreitet sich Moritz auf mehreren Seiten über die Verknüpfung unserer Vorstellungen mit der Vorstellung des Orts von der ersten Kindheit an. Und den Kern der Lebensgeschichte bildet eine psychologische These, nämlich „dass Reisers unwiderstehliche Leidenschaft für das Theater eigentlich ein Resultat seines Lebens und seiner Schicksale war." Weil Reisern durch die schlechte Behandlung, die er von Verwandten, Lehrern und Mitschülern erfuhr, die wirkliche Welt auf das bitterste verleidet wurde, lebte er mehr in Fantasien als in der Wirklichkeit. „Das Theater als die eigentliche Fantasienwelt sollte ihm also ein Zufluchtsort gegen alle die Widerwärtigkeiten und Bedrückungen sein. Hier allein glaubte er freier zu atmen und sich gleichsam in seinem Elemente zu befinden."

Dem vorurteilsloseren Leser freilich wird die Beweiskraft dieser These nicht recht einleuchtend sein. So ehrlich Moritzens Selbstkritik auch im einzelnen ist, so verfällt er bei der Beurteilung seines Lebensganges in einen Irrtum, der gerade grüblerischen Naturen häufig begegnet, weil sie über dem vielfältigen Gewirr der Einzelursachen leicht den Blick für das Ganze einbüssen. Wenn Moritz für seine Theaterleidenschaft und die dadurch veranlasste Flucht aus der Vaterstadt nur seine Mitmenschen und „den immer-

währenden Druck von aussen“ verantwortlich macht, so übergeht er gerade die wesentlichen Ursachen, die in seiner Willensschwäche, dem Mangel an Selbstzucht und Pflichtgefühl wie in seiner unwiderstehlichen Abneigung gegen ernste Arbeit lagen. Eben durch diese wie durch andere Untugenden hatte er sich die Verachtung von Lehrern und Mitschülern zugezogen. Wie so mancher naturalistische Romanschreiber, der die Sünden des Helden aus dem ihn umgebenden Milieu erklären und entschuldigen möchte, unternimmt auch Moritz den Versuch, seine Charakterschwäche durch die „zwingenden Umstände“ zu rechtfertigen. So finden wir hier wie bei Rousseau den psychologischen Zug aufs innigste mit einer schüchternen apologetischen Neigung verquickt. Seinen Meister übertrifft aber Moritz in der virtuos ausgebildeten Fähigkeit, seine Gefühle und Stimmungen zu zergliedern und zu zerfasern. Diese schon im Knaben schlummernde Anlage hat ohne Zweifel der pietistische Luftkreis, in dem er aufwuchs, gestärkt und entwickelt.

Hervorzuheben ist die peinliche Genauigkeit der im „Anton Reiser“ gemachten äusseren Angaben. Neuere Untersuchungen, die sich allerdings nur auf rohem, den inneren Kern der Erzählung nicht berührenden Aktenmaterial aufbauen, haben das Ergebnis geliefert, dass Moritz, gestützt auf ein vorzügliches Gedächtnis, selbst in

nebensächlichen Dingen die Thatsachen richtig wiedergegeben hat,[1]) eine Beobachtung, die indes keineswegs ausschliesst, dass sich auch in diese Lebensbeschreibung romanhafte Bestandteile eingeschlichen haben. Leider haben wir kein ausreichendes Kontrollmaterial, um sie daraufhin untersuchen zu können. Wie dem aber auch sei, in jedem Fall gebührt dem „Anton Reiser" in der Geschichte der Selbstbiographie ein hervorragender Platz: es giebt kein ähnliches Werk, in dem der psychologische Grundzug, das Hauptkennzeichen der modernen Selbstbiographie, so folgerichtig durchgeführt und die von Rousseau angeregte Problemstellung in so unerbittlicher Klarheit zum Ausdruck gebracht ist.

---

1) Vgl. die Abhandlung von Oskar Ulrich im Euphorion V, 87 ff.: Karl Philipp Moritz in Hannover, ein Beitrag zur Kritik des Anton Reiser. Vgl. auch L. Geigers Einleitung zum Neudruck des Anton Reiser S. XXVII ff.

Drittes Kapitel.

Goethes „Bekenntnisse einer schönen Seele."

I.

Wohl niemand hat sich so warm wie Goethe für autobiographische Litteratur interessiert und soviel durch eigenes Beispiel wie durch freundliche Ermunterung zu ihrer Förderung beigetragen. Aus der Lebensgeschichte Gottfriedens von Berlichingen schuf er sein erstes Drama; für Jung-Stillings Selbstbiographie besorgte er einen Verleger und in Schillers Horen gab er eine Uebersetzung der eigenen Lebensbeschreibung Cellinis. Bis ins höchste Alter hat Goethe, wo er nur konnte, zur Abfassung von Selbstbiographien angespornt. Im Gegensatz zur Geschichte, die für ihn „etwas Leichenhaftes", „den Geruch der Totengruft" hatte, begünstigte er „alles wahrhaft Biographische", weil es das Leben wiederhervorbringe und uns als das Einzelne, Besondere, Individuelle über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluss

gebe[1]). Wie unbedeutend diese oder jene Selbstbiographie sein mochte, Goethe sah in jeder eine willkommene Bereicherung unseres Wissens vom Menschen. „Alle Menschen, die neben einander leben“, sagt er einmal[2]), „erfahren ähnliche Schicksale, und was dem einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten“. Die Frage, ob einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, hielt er für „höchst ungeschickt“. „Ich halte den, der es thut, für den höflichsten aller Menschen. Wenn sich einer nur mitteilt, so ist es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut. Es ist gar nicht nötig, dass einer untadelhaft sei oder das Vortrefflichste und Tadelloseste thue, sondern nur dass etwas geschehe, was dem andern nützen oder ihn freuen kann.“ [3])

---

1) Goethes Werke (Weimarer Ausgabe) 28, 358 Notiz von Riemers Hand über die Bedeutung des Individuellen. — An J. H. Meyer schrieb G. (Weim. A. Briefe Bd. XI, 54 f., 18. April 1796): „Die Bearbeitung des Cellini, in der ich schon ziemlich weit vorgerückt bin, ist für mich, der ich ohne unmittelbares Anschauen gar nichts begreife, vom grössten Nutzen; ich sehe das ganze Jahrhundert viel deutlicher durch die Augen dieses confusen Individui als im Vortrage des klärsten Geschichtschreibers.“

2) Goethes Werke (Hempel) 29, 202 ff.; angeführt von Alt, Studien zur Entstehunggesch. von Goethes Dichtung und Wahrheit S. 6 f.

3) Goethes Werke (Weim. A.) 36, 276 f. Goethe in den Tag- und Jahresheften über die Bedeutung des Individuellen; angeführt bei Alt, a. a. O.

Wie dachte sich Goethe die Behandlung einer selbstbiographischen Aufgabe? Dieser Frage ist er schon geraume Zeit vor Abfassung seiner eigenen Jugendgeschichte praktisch näher getreten, als er unter dem Titel „Bekenntnisse einer schönen Seele“ die Pseudo-Selbstbiographie seiner verstorbenen Freundin Susanna Katharina von Klettenberg in Wilhelm Meisters Lehrjahre einschaltete. Sehr viel deutlicher und unmittelbarer als in Dichtung und Wahrheit drängt sich uns hier der innige litterargeschichtliche Zusammenhang mit Rousseaus Konfessionen und Moritzens Anton Reiser auf. Nicht allein die Klettenbergischen Bekenntnisse, sondern der ganze Roman zeigt uns, welch tiefen Eindruck jene beiden Autobiographien auf Goethe gemacht haben und wie lebhaft ihn gerade damals das selbstbiographische Problem beschäftigte, so dass er in seiner Weise eine Lösung zu bieten suchte.

Mit Anton Reiser stimmen die Lehrjahre im Grundgedanken überein: auch Wilhelm Meister muss wie Reiser die Erfahrung machen, dass er sich über seine Fähigkeiten täuschte, als er sich zum Schauspieler berufen wähnte; gleich Reisern hat er sich durch den „falschen Kunsttrieb“ zu diesem Irrtum verleiten lassen.

Noch klarer spiegelt sich in den Lehrjahren der mächtige Einfluss wieder, den Rousseaus Konfessionen auf Goethes poetische Richtung ausübten. Dass er den Roman geradezu eine

Pseudokonfession nannte, weil er darin den eigenen Entwicklungsgang zu schildern suchte, wurde oben erwähnt. Charakteristisch ist auch die Art, wie der Dichter die Hauptpersonen des Romans mit dem ihm eigentümlichen Drang zum Selbstbekenntnis ausgestattet hat. Es berührt uns heute fremdartig, wie Wilhelm Meister und seine Freunde in der freimütigsten Weise einander umfassende Seelenbeichten ablegen, wie sie in leidenschaftlichem Erkenntnisdrang sich über ihr innerstes Wesen aufzuklären suchen, indem sie ihre Lebens- und Herzensgeschichte ausführlich mitteilen. So unterrichtet Therese Wilhelmen, den sie eben kennen gelernt hat, mit merkwürdiger Offenherzigkeit über ihre ganze Vergangenheit. Rückhaltslos schildert sie ihm die unglückliche Ehe ihrer Eltern und ihre früheren Beziehungen zu Lothario. Wilhelm erwidert dieses Vertrauen, als er sich später entschliesst, um Therese zu werben. Dem Werbebrief will er eine ausführliche Schilderung seines Lebens, eine Selbstbiographie, beifügen. Denn Therese „sollte ihn kennen lernen, wie er sie kannte“. Zu diesem Zwecke beginnt er, „seine eigene Geschichte durchzudenken“, fühlt sich aber durch diese Selbstschau so wenig in seinem Vorsatz ermutigt, dass er davon abstehen möchte. Da reicht ihm Jarno „die Rolle seiner Lehrjahre“, in der er „die umständliche Geschichte seines Lebens in grossen scharfen Zügen“ findet. Mit

diesem Hilfsmittel begiebt er sich getrost ans Werk. Es herrscht also in dem zweiten Teil des Romans jene Bekenntnisstimmung, die von Goethe in Dichtung und Wahrheit geradezu als ein hervorragendes Merkmal der damaligen Epoche erwähnt wird, wenn er hier erzählt: „Es war eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, dass man mit keinem einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der andern“.

Auch die psychologischen Neigungen der Zeit kommen deutlich in den Bestrebungen der Hauptpersonen des Romans zum Ausdruck. Wilhelm Meister geht auf Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis aus; auf seiner Irrfahrt möchte er die grosse Welt kennen lernen und dabei viel Aufschlüsse über das Leben und vor allem über sich selbst erlangen. Von dem gleichen Wunsch sind Wilhelms reifere Freunde Lothario, Jarno und der Abbé beseelt. „Ich hatte kein anderes Interesse als die Welt zu kennen, wie sie war, und steckte mit dieser Liebhaberei die übrigen besten Gefährten an“, erzählt Jarno Wilhelm. Dabei sei ihnen der Abbé zu Hilfe gekommen und habe sie von einem gefährlichen Irrweg abgebracht, indem er sie warnte, nicht nur die Fehler der Mitmenschen und ihre Beschränkung zu sehen und in pharisäischem Hoch-

mut sich über sie zu erheben. Er habe sie gelehrt, dass man die Menschen nicht beobachten dürfe, ohne sich für ihre Bildung zu interessieren, und dass man sich selbst eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erlauschen imstande sei.

Dieser Abbé ist für Goethe der ideale Vertreter individualistischer Geistesrichtung. Jarno rühmt seinen freien und scharfen Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte gegeben habe, die im Menschen nur wohnen und wovon sich jede in ihrer Art ausbilden lasse: „Die meisten Menschen, selbst die vorzüglichen, sind nur beschränkt; jeder schätzt gewisse Eigenschaften an sich und andern; nur die begünstigt er, nur die will er ausgebildet wissen. Ganz entgegengesetzt wirkt der Abbé; er hat Sinn für alles, Lust an allem, es zu erkennen und zu befördern.“ Dieser Sinn macht ihn zum geborenen Erzieher.

An Moritzens „Magazin der Erfahrungsseelenkunde“ erinnert das „Archiv der Weltkenntnis,“ in dem der Abbé und seine Gesinnungsgenossen ihre Konfessionen und die vieler anderer sammelten. Hierin bewahrten sie auch die Bekenntnisse der Tante Lotharios und Natalies, der schönen Seele, als heiliges Vermächtnis auf. Gerade hier ist die hohe Wertschätzung, die der Dichter für solche Bekenntnisschriften hegt, stark angedeutet. Schon ihre Lektüre wirkt läuternd und wunderbar kräftig wie eine plötzliche Offenbarung. Aurelie legt,

als sie die Beichte der schönen Seele gelesen, ihr trotziges, heftiges Wesen ab und schreibt in sehr sanfter Stimmung dem treulosen Liebhaber einen freundlichen Abschiedsgruss. Und Wilhelm beteuert Natalien, er habe die Bekenntnisse ihrer Tante mit der grössten Teilnahme und nicht ohne Wirkung auf sein ganzes Leben gelesen.

Obgleich nur Episode, nehmen die Bekenntnisse der schönen Seele in dem Roman eine beherrschende Stellung ein. Durch zarte, aber unzerreissbare Fäden sind sie kunstvoll und sinnreich mit der Geschichte Wilhelms verwoben. Sollen sie doch nach einer Äusserung Goethes zu Schiller „vor- und rückwärts weisen, das vorige begrenzen und abschliessen und zugleich leiten und führen.“ Dem Helden der Erzählung werden sie als Ideal, dem er nachzustreben hat, entgegengehalten: sie sollen ihn zu selbständiger, harmonischer und konsequenter Lebensführung anfeuern. Wie die schöne Seele soll er Zielen, die seiner Natur und Begabung unerreichbar sind, mutig entsagen und alles Fremde, was den Einklang seines Wesens stört, entschieden von sich weisen.

II.

Unsere Teilnahme wendet sich nunmehr dem autobiographischen Charakter dieser Bekenntnisse zu. Man hat in jüngster Zeit nachweisen wollen, dass Goethe bei ihrer Abfassung nicht nur aus

Briefen und Unterredungen des Fräulein von Klettenberg geschöpft, wie er in Dichtung und Wahrheit angiebt, sondern dass ihm eine ausführliche Selbstschilderung der Freundin vorgelegen habe, die er nur zu überarbeiten brauchte.[1]) Diese Vermutung hat auf den ersten Blick viel

---

1) Dechent, Die autobiographische Quelle der Bekenntnisse einer schönen Seele. Berichte des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt XIII, 10 ff. (1897). —

Dechent hatte schon vorher eine Biographie der Klettenberg veröffentlicht (Goethes Schöne Seele Susanna Katharina von Klettenberg, Gotha 1896). Man muss hier über die Kritiklosigkeit staunen, mit der D. die Bekenntnisse der schönen Seele als historische Quelle verwertet. Er geht darin so weit, dass er grössere Teile derselben wörtlich in seine Darstellung herübernimmt. Selbst den Fall angenommen, dass Goethe eine Selbstbiographie der Klettenberg vorgelegen hätte, so sind doch zwei Bedenken zu berücksichtigen, die einer wörtlichen Benutzung der im Wilhelm Meister eingeschalteten Bekenntnisse entgegenstehen: 1. Goethe hat die Selbstbiographie zweifellos zahlreichen Änderungen unterworfen; wie weit diese sich erstrecken, lässt sich heute nicht mehr feststellen. 2. Das für die Kontrolle der Klettenbergischen Selbstbiographie verfügbare Material ist so lückenhaft, dass es zu einer eindringenden quellenkritischen Untersuchung nicht ausreicht. Wir sind nur selten imstande, die Angaben, welche die schöne Seele über ihre innere Entwicklung macht, näher zu prüfen. Aus diesen Gründen ist eine Biographie der Klettenberg, die sich wie Dechents Arbeit in allen wesentlichen Momenten der Entwicklung auf die in Goethes Wilhelm Meister verflochtenen Bekenntnisse stützt, von vornherein ein sehr fragwürdiges Unternehmen.

Wahrscheinliches. Je mehr man sich aber in den Wilhelm Meister versenkt und auf den innigen Zusammenhang zwischen den Bekenntnissen und dem Roman achtet, je aufmerksamer man die zahlreichen Selbstgeständnisse, die der Dichter in die Biographie der Freundin eingeflochten hat, herausschält, um so mehr befestigt sich die Überzeugung, dass wir ein im Kern Goethesches Werk vor uns haben, und zwar ein poetisches Meisterwerk, das in glücklichster Seelenstimmung geschaffen wurde. Wie ernstlich Goethe die Bekenntnisse der schönen Seele als seine eigene Schöpfung in Anspruch nahm, davon zeugt ein Brief, den er, mitten in der Arbeit begriffen, an Schiller richtete: „Vorige Woche“, heisst es darin, „bin ich von einem sonderbaren Instinkte befallen worden, der glücklicher Weise noch fortdauert. Ich bekam Lust, das religiöse Buch meines Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des Subjektiven und Objektiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu als vielleicht zu einem andern Teile“. [1])

Wie lebenswahr und überzeugend Goethes Schilderung wirkte, wie er sich wirklich in die Seele und das eigenste Wesen der verstorbenen Freundin hineinzuversetzen wusste, davon zeugt die sofort nach dem Erscheinen der Lehrjahre auftauchende Behauptung, Goethe habe die Selbst-

---

1) Weim. A., Briefe X, 244 (18. März 1795).

biographie nicht erdichtet, sondern aus dem Nachlass der Klettenberg einfach übernommen. Goethe selbst war freudig erstaunt über den ursprünglichen Eindruck, den die „in die Seele der Freundin verfasste“ Biographie machte. Nur aus der genauen Bekanntschaft mit der Klettenberg wusste er sich diesen überraschenden Erfolg zu erklären. „Und doch wäre eine solche Darstellung unmöglich gewesen, wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur dazu gesammelt hätte“, bekannte er Schillern.

Aber wie es sich auch mit der Quellenfrage verhalten mag, in jedem Fall ist der Anteil Goethes an den Bekenntnissen der schönen Seele ein so hervorragender, dass wir sie als seine Hervorbringung betrachten dürfen. Tragen sie doch wie im Ganzen so fast in jeder Zeile unverkennbar den Stempel der Goetheschen Persönlichkeit. Wir werden sie daher als ein Dokument betrachten, aus dem ersichtlich ist, in welchem Sinne Goethe eine selbstbiographische Aufgabe behandelte.

Wir können keinen schrofferen Gegensatz finden, als wenn wir neben die Bekenntnisse der schönen Seele irgend eine Selbstbiographie aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, etwa die Aufzeichnungen der beiden Platter oder Cellinis zum Vergleich stellen. Während diese in breiter kunstloser Erzählung und buntem Wechsel mehr ihre merkwürdigen Erlebnisse als ihr Leben treu

herzig oder ruhmredig beschreiben, ohne sich irgend wie um den Aufbau oder die Ökonomie der Darstellung zu bekümmern, machen die Klettenbergischen Bekenntnisse den Eindruck des klassisch abgerundeten formvollendeten Kunstwerks. Man hat hier sofort das Gefühl, dass der Dichter jeden Satz, jeden Ausdruck sorgfältig abgewogen, dass er jede überflüssige Wendung in Absicht auf die Wirkung des Ganzen vermieden hat.

Dieser formale Unterschied deutet auf den neuen Inhalt und das veränderte Wesen der modernen Selbstbiographie hin. Seitdem Rousseau die Stellung der Aufgabe verwandelte, indem er den Hauptton auf die innere Geschichte des Menschen, auf die Bildung seiner Seele und die Entwicklung seines Charakters legte, seitdem ist die Selbstbiographie ein organisches litterarisches Gebilde geworden. Das hohe Ziel, das Rousseau zwar grundsätzlich erstrebt, aber doch oft aus dem Auge verloren hatte, ist von seinem grösseren Jünger Goethe, der ihm an künstlerischem Feingefühl und energischer Selbstzucht überlegen ist, erst wirklich erreicht worden. Man entwerfe sich einmal das Dispositionsschema, nach dem Goethe die Bekenntnisse der schönen Seele ausgearbeitet hat, um die einheitliche, kunstreiche Gestaltung dieser Selbstbiographie würdigen zu können.

Nur soweit sie auf die „Bildung des Herzens“ Einfluss gewinnen, werden die äusseren Lebens-

vorgänge erzählt. Auf das für die spätere Entwicklung Bedeutsame wird stets nachdrücklich verwiesen. In den Mittelpunkt gerückt ist die entscheidende Lebenskrisis, die Geschichte des Verlöbnisses der schönen Seele mit Narziss und die allmähliche Entfremdung zwischen Braut und Bräutigam. Von Anfang an ist das religiöse Moment, das in dieser Krisis den Ausschlag giebt, als leitende Idee in den Vordergrund gestellt, um als Grundakkord durch den ganzen Lebenslauf hindurchzuklingen.

III.

Wie in der klassisch durchgebildeten Formung des Stoffs Goethe Rousseau vollendet, so auch in der Stellung und Lösung des autobiographischen Problems. Goethe knüpft an den Vorgänger an, fasst aber die Aufgabe in einem etwas veränderten Sinn auf.

Rousseau und besonders Moritz hatten ihren Lebensbeschreibungen einen objektiven, geradezu wissenschaftlichen Charakter beimessen wollen; die von ihnen angestellten psychologischen Beobachtungen sollten der Seelenlehre wertvolle Beiträge liefern. Man träumte von einem neuen Zeitalter der menschlichen Erkenntnis. Die ausschweifenden Hoffnungen, denen sich Moritz hingab, haben wir oben kennen gelernt.

Vor solchem Abirren in das wissenschaftliche Gebiet bewahrte Goethe sein besonnenes Urteil

und vor allem sein künstlerischer Sinn. Wir haben früher auf einige Aeusserungen hingewiesen, die zeigen, dass Goethe sich wohl bewusst war, welche Grenzen das Nachlassen der Erinnerung von vornherein jeder selbstbiographischen Unternehmung steckt, wie sich naturgemäss in die eigene Lebensschilderung ein starkes subjektives Moment eindränge,[1]) wie daher die Möglichkeit menschlicher Selbsterkenntnis sehr eingeschränkt und als absolute Forderung unerreichbar, ja ungesund und sinnlos sei.[2]) So eifrig er sich auch in der Jugend für psychologische Fragen interessiert hatte, wie seine Beiträge für Lavaters physiognomische Fragmente zeigen,[3]) so wenig wäre

1) Vgl. oben S. 31 f. — In den Tag- und Jahres heften (Weim. A. II, 62, Bemerkungen zum Jahre 1811) erklärte Goethe, er habe sein „mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk Dichtung und Wahrheit genannt, innigs: überzeugt, dass der Mensch in der Gegenwart und vielmehr noch in der Erinnerung die Aussenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele.“

2) Richard M. Meyer, Goethe S. 496 führt folgenden Ausspruch Goethes an: „Hierbei bekenn' ich, dass mir von jeher die grosse und so bedeutend klingende Aufgabe-Erkenne dich selbst! immer verdächtig vorkam als eine List geheimverbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Aussenwelt zu einer inneren falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird.“

3) S. Eduard v. d. Hellen, Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten, Frankfurt 1888, passim.

er je geneigt gewesen, autobiographische Arbeiten nach Moritzens Beispiel auf ein angeblich wissenschaftliches Ziel hinzuzuschneiden. Nicht als psychologisches Dokument, sondern als ein allgemeinere Geltung beanspruchendes Sinnbild menschlichen Lebens sah er die Selbstbiographie an; und nicht in wissenschaftlicher, sondern in künstlerischer Richtung suchte er die Lösung der Aufgabe.

Recht bezeichnend für Goethes Auffassung des autobiographischen Problems ist eine seiner Äusserungen zu Eckermann. Obwohl sie zunächst nur Dichtung und Wahrheit im Auge hat, ist sie auch für frühere Arbeiten Goethes wie den Wilhelm Meister zutreffend. Er bekennt da dem Freunde, dass in der Geschichte von Sesenheim wie in den Wahlverwandtschaften kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber auch kein Strich so, wie er erlebt worden sei. Dieses Geständnis zeigt deutlich, dass Goethe bewusst und grundsätzlich von der historisch treuen Wiedergabe seiner Lebensgeschichte absah, sobald er höhere poetische Absichten verfolgte. Dass man in Dichtung und Wahrheit mehr ein Kunstwerk als eine geschichtliche Leistung sehen sollte, erhellt auch aus dem strengen Verbot, seine Jugendbriefe an Salzmann zu veröffentlichen; fürchtete er doch, die gute Wirkung, die seine Strassburger Zeit in der Schilderung von Dichtung und Wahrheit gemacht habe, würde „durch eingestreute unzu-

sammenhängende Wirklichkeiten“ notwendig gestört werden.[1])

Um die historische Wahrheit bekümmerte Goethe sich wenig; in poetischer Freiheit schaltete er mit dem Thatsachenmaterial; er modelte es, wie er es für seine Zwecke brauchte. Die Einzelthatsachen sollten, wie er Eckermann sagte, nur erzählt werden, um höhere Wahrheiten dadurch zu bestätigen. Diese klar und einleuchtend zum Ausdruck zu bringen, darauf kam es Goethe vor allem an. Denn er strebte danach, seine Jugendgeschichte „aus der Region einer niedern Realität zu erheben“ und durch Einführung höherer philosophischer Tendenzen zu einem Symbol des menschlichen Lebens zu gestalten.

Dieses Bilden des Stoffs aus philosophischen und künstlerischen Gesichtspunkten können wir auch an den Bekenntnissen der schönen Seele wahrnehmen. Sie sind, wie schon oben hervorgehoben wurde, nicht als lose episodische Erzählung eingefügt, sondern um eine höhere allgemeine Wahrheit zu veranschaulichen, die auf die Lebensrichtung des Helden des Romans einen wohlthuenden Einfluss üben soll. In dem bedeutsamen Gespräch, das auf der Hochzeit der Eltern Lotharios und Natalies zwischen Oheim und Nichte stattfindet, wird diese allgemeine Wahrheit als das Lebensergebnis der schönen Seele von dem Dichter in das hellste Licht gesetzt.

---

1) Vgl. Alt, a. a. O., S. 9.

Entschiedenheit und Folge sind nach dem Ausspruch des Oheims das Verehrungswürdigste am Menschen. Dass der Nichte diese Charaktereigenschaften in hohem Masse eigen sind, hat sie gezeigt, als sie entschlossen dem Bräutigam entsagte, der ihre religiösen Bedürfnisse nicht verstand. Diesen Entschluss rühmt der Oheim in den Worten: „Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beste Teil erwählt. Sie haben ihr sittliches Wesen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen gesucht. Hätten Sie, meine Freundin, deren höchstes Bedürfnis war, mit Ihrer innern sittlichen Natur ins Reine zu kommen, anstatt der grossen und kühnen Aufopferungen sich zwischen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur so hinbeholfen, Sie würden, in einem ewigen Widerspruch mit sich selbst, niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben“.

Wie der Lebenslauf der schönen Seele eben in dieser Hinsicht auf Wilhelm Meister vorbildlich wirken soll, lassen die Mahnungen Natalies, Jarnos und des Abbé deutlich erkennen. Bezeichnend ist es auch, dass der Dichter das leibhaftige und sittliche Ebenbild der schönen Seele, Natalie, zur Lebensgefährtin Wilhelms macht.

Wie in Dichtung und Wahrheit geht Goethes Kunst also auch in der in die Lehrjahre eingeflochtenen Biographie des Fräulein von Kletten-

berg auf bestimmte wohlberechnete Wirkungen aus. Der Dichter mag sich nicht auf schlichte Erzählung einschränken lassen; ihm ist nicht wie dem Geschichtschreiber die treue Wiederspiegelung des Vergangenen Selbstzweck und unbedingtes Erfordernis. Die Erreichung seiner künstlerischen und philosophischen Absichten steht ihm höher und in Rücksicht auf sie formt er in freier Willkür seinen Stoff. Wie sehr dieses Bilden am Stoff das Einströmen des romanhaften Elements begünstigt, ist leicht ersichtlich.

Der künstlerisch-philosophische Zug, den wir bei Goethe in voller Bewusstheit und starker Ausprägung antreffen, eignet dem modernen Selbstbiographen überhaupt, wenn er auch nur einen Tropfen Poetenblut in seinen Adern hat. Er wirft nicht wie die Vorgänger Rousseaus und Goethes eine Reihe von rohen unbehauenen Blöcken auf den Markt, sondern er bemüht sich, das Material zu bearbeiten und sorgsam und planmässig anzuordnen. Und nicht an dem einzelnen Ereignis haftet sein Blick; er ist vielmehr auf das Ganze des Lebens gerichtet, das er als einheitlichen Prozess begreifen will, in dem seine Persönlichkeit sowohl wie das allgemeine Menschenschicksal sich ihm wiederspiegeln. Er erzählt daher nicht mehr wie der Selbstbiograph der früheren Epochen naiv-treuherzig seine Erlebnisse und Handlungen, ohne sich viel um das Urteil der Nachkommen zu sorgen, sondern wertet bedachtsam jedes Ereignis

und jede That, sucht sie zu deuten und mit der Entwicklung seines Charakters und seines Lebenslaufs in Beziehung und Einklang zu bringen.

Aus einer lose aneinandergereihten Anekdoten- und Geschichtensammlung oder einfältigen Chronik ist die Selbstbiographie im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts zu einem verwickelten litterarischen Kunstwerke geworden. Ist aber mit diesem Fortschritt nicht zugleich die quellenkritische Behandlung der Selbstbiographie schwieriger geworden? Haben wir nicht zu fürchten, dass die künstlerische Subjektivität des Verfassers sein Werk bis in die Einzelheiten durchdringt und bewusst oder unbewusst jeden Teil zurechtmacht und färbt?

Viertes Kapitel.

Die Selbstbiographie der Frau Roland.

I.

Ich stelle schliesslich den Schöpfungen Rousseaus und Goethes die Selbstbiographie einer bedeutenden Frau an die Seite, die „Mémoires particuliers" der Frau Roland.[1]) Sie erregten noch bei dem greisen Goethe „bewunderndes Erstaunen".[2]) Obwohl Frau Roland von dem Vorbilde der Rousseauschen Bekenntnisse sich weit stärker als Moritz und Goethe hat beeinflussen lassen, behalten ihre Memoiren doch eigenen literarischen Wert.

Schon die äussere Entstehungsweise dieser Selbstbiographie ist für die ausgesprochen psychologische Neigung der Epoche höchst cha-

---

1) Die erste Ausgabe erschien im Jahre 1795; der Herausgeber Bosc hatte aus verschiedenen Gründen eine Reihe Stellen unterdrückt. Die erste vollständige Ausgabe veranstaltete C. A. Dauban im Jahre 1864 (Paris, Henri Plon); nach dieser citiere ich.

2) Tag- und Jahreshefte, Weimarer Ausgabe Abteil. 1, Bd. 36, 175, Aufzeichnung zum Jahre 1820.

rakteristisch: inmitten der blutigen Greuel der Schreckensherrschaft hat Marie Roland im dumpfen Kerker, dem Tode auf dem Schaffot verfallen, ihre schlichte Jugendgeschichte niedergeschrieben. Den Verleumdungen, die ihre politischen Gegner über ihren Charakter ausgestreut hatten, glaubt sie nicht wirksamer begegnen zu können, als durch eine eingehende Schilderung ihres Lebensganges. Es soll den Marat, Robespierre und Hébert, die sie der Pompadour und der Dubarry zu vergleichen wagten, nicht gelingen, ihr Andenken dauernd zu beflecken: „Wohl können mich die Tyrannen verfolgen, aber sie vermögen mich nicht in den Staub zu ziehen, niemals, niemals!" ruft ihnen Frau Roland im Eingange ihrer Memoiren zu[1]). Wie ihr verehrter Lehrmeister Rousseau hofft sie durch die Niederschrift wahrhaftiger Bekenntnisse den Anklagen ihrer Feinde den giftigen Stachel zu rauben; wie Jean Jacques will sie nicht das Mindeste verschweigen, will sie in dieser letzten Beichte im Angesicht des Todes der Nachwelt, an deren billiges Urteil sie appelliert, ihr Herz getreulich bis in das letzte Fältchen enthüllen. „Ich wünsche sehnlichst, dass man mich kennen lernt, wie ich bin, gut und böse, das ist mir einerlei," schreibt sie aus dem Gefängnis dem Freunde, dem sie ihre Manuscripte anvertraut[2]).

---

1) Mémoires S. 2, vergl. auch S. 133, 136.

2) Dieser Brief ist von Cl. Perroud in der Zeitschrift La Révolution française Bd. 30, S. 14 mitgeteilt in dem

Nach dem Entstehungsanlass sollte man vermuten, Frau Roland würde uns eine politische Rechtfertigungsschrift im Stil der politischen Memoiren geben. Das ist aber nicht der Fall. Ihre politische Haltung hatte sie schon vorher in knapper Darstellung behandelt: in sogenannten „Notices ou Mémoires historiques“ hatte sie die Thätigkeit ihres Gemahls während seines Ministeriums in grossen Zügen geschildert und verteidigt. Erst darauf ging sie an die Erzählung ihrer Jugendgeschichte [1]), und zwar in der ausgesprochenen Absicht, mit dieser Aufgabe den Horizont zu wechseln: durch die litterarische Beschäftigung mit ihrer Mädchenzeit wollte sie sich von den peinigenden Eindrücken der Gegenwart befreien und durch eifriges Sichversenken in die Erinnerung an eine glückliche Jugend Trost und Erholung schöpfen [2]).

Artikel: Jany, le dernier correspondant de Mme. Roland. In einem früheren Briefe an Jany schreibt Frau Roland „Ce sera, comme vous dites, mes Confessions, car je n'en veux rien céler .... Je me crois perdue; sans cette croyance, je ne prendrais pas la peine de me confesser .... J'ai fait mon calcul et pris mon parti: je dirai tout, absolument tout; ce n'est que comme cèla qu'on peut être utile.“

1) Begonnen hat Frau Roland ihre Selbstbiographie am 9. August 1793 und etwa bis zum 8. Oktober weitergeführt. Vgl. Cl. Perroud, Étude critique sur les manuscrits de Mme. Roland et les éditions de ses œuvres, Révolution française Bd. 32 (1897) S. 239 ff.

2) Mémoires S. 2 f.: „Qu'at-on de mieux à faire en prison que de transporter ailleurs son existence par une

Diesen Vorsatz hat Frau Roland mit der ihr eigenen Seelenstärke durchzuführen gesucht. In lebhafter farbenreicher Erzählung führt sie an unseren Augen Scene auf Scene aus dem Jugendleben vorüber, und wir erhalten eine Fülle von anschaulich gezeichneten Bildern, scharf umrissenen Charakterskizzen und Anekdoten. In ununterbrochenem Flusse drängt sich vor ihre rege Fantasie Erscheinung auf Erscheinung; sie schwelgt in dem Reichtum ihrer Erinnerungen, sowie in dem sicheren Gefühl ihrer starken litterarischen Befähigung. Man merkt es dem quellfrischen, gewandten und anmutigen Stil an, welche Lust es ihr bereitet zu erzählen, wie mühelos ihr die treffenden Ausdrücke zuströmen und wie sich harmonisch und ungesucht Satz an Satz fügt. So mangelhaft namentlich gegen den Schluss hin die Komposition des Werkes ist, so störend bisweilen die sich vorlaut hervordrängende Eitelkeit der Verfasserin wirkt, so bewunderungswürdig und fesselnd bleibt doch ihre dramatisch lebendige Schilderungsgabe, zumal da wir fühlen, dass zu uns ein reiner, vom besten Wollen beseelter Charakter spricht. Die Hauptsache aber ist, wir haben eine wirkliche Lebensschilderung vor uns und nicht ein politisches

---

heureuse fiction, ou par des souvenirs intéressants? .... M' accommodant avec prudence à ma propre faiblesse dans un moment où je suis péniblement affectée, je vais m' entretenir de moi pour mieux m'en distraire."

Machwerk, in dem die Rechtfertigungssucht wie ein böses Schlinggewächs einen dürren Stamm überwuchert.

Ganz frei von politischen Seitensprüngen und Abschweifungen sind indessen die Aufzeichnungen der Frau Roland nicht geblieben. Wir haben gesehen, sie möchte geflissentlich die Gegenwart vergessen und sich gleichsam hermetisch gegen den die Gefängnismauern umtobenden Kampf der Parteileidenschaft abschliessen. Aber so manche Zeitung, so mancher Brief dringt in ihren Kerker und giebt ihr Nachricht vom Stande der Dinge draussen. Und begierig greift sie nach jeder neuen Botschaft. Nährt sie doch insgeheim bis zum letzten Atemzug die Hoffnung, dass ein den Girondisten günstiger Umschwung der Lage, wie etwa der einmütige Aufstand der Provinzen gegen die blutige Herrschaft der Schreckensmänner in Paris, die Sache ihrer Freunde retten wird.

Diese Berührung mit dem politischen Schauplatz spiegelt die Selbstbiographie hier und da wieder. In jähem Wechsel versetzt uns ein Klageruf von Frau Roland mitten in die politische Arena. So schickt sie dem zweiten Teil der Memoiren eine umfängliche Betrachtung über die innere Lage in Frankreich vorauf, einen angsterfüllten Schmerzensschrei über die fortschreitenden Triumphe der Montagnards: „Ich fühle“, heisst es da, „wie der Entschluss, in meinem Unternehmen fortzufahren, schwächer und

schwächer wird; die Leiden meines Vaterlandes quälen mich; der Untergang meiner Freunde lässt mir den Mut entsinken; eine unwillkürliche Traurigkeit bemächtigt sich meiner Sinne, lässt meine Einbildungskraft erlahmen und beschwert mir das Herz. Frankreich ist nur noch ein weiter Schlachthof, eine bluttriefende Arena, in der sich seine leiblichen Kinder zerfleischen." [1]) Sie rafft sich aber wieder auf und fährt in der Erzählung ihrer Jugendgeschichte fort: „Quittons cette époque malheureuse, comparable au règne de Tibère; renouvelez-vous pour moi, moments tranquilles de ma douce adolescence!" Vom Ende August bis in die ersten Tage des Oktober schreibt sie unverdrossen fort. Als sie aber am 4. Oktober erfährt, dass sie in die Anklageakte der Girondisten einbegriffen ist, beschleunigt sie die Erzählung.[2]) In einem knappen Schlusswort berichtet sie über ihre Verlobung und ihre Ehe mit Roland.

So hat das politische Milieu, in dem Frau Roland atmet, die Gestaltung der Selbstbiographie namentlich gegen den Schluss hin störend beeinflusst. Auch im Laufe der Erzählung irrt die Verfasserin manchmal vom eigentlichen Thema ab,

---

1) Mémoires S. 44—49. Diese Abschweifung hat Frau Roland, wie sie selbst vermerkt hat, am 28. August niedergeschrieben.

2) A. a. O. S. 168 Anmerk.: „A suivre ainsi les choses pied à pied, j'aurais à faire un long travail, pour lequel je n'ai plus assez à vivre; je me borne à un aperçu."

um politischen Gegnern wie Marat, Garat oder Pache einen Hieb zu versetzen oder um nachträglich noch eine Ergänzung zu den „Notices historiques“ zu geben. Aber der innerste Kern des Werkes bleibt doch unberührt von jeder politischen Tendenzfärbung: die künstlerische und philosophische Stimmung herrscht in Frau Roland vor. Nur selten huscht ein dunkles Wölkchen über den reinen und weiten Horizont ihres Geistes.

II.

Vergleichen wir die Jugendschicksale Rousseaus mit denen von Frau Roland, so bildet das stürmisch bewegte Leben des Genfer Philosophen den schärfsten Gegensatz zu der einförmigen ereignisarmen Mädchenzeit von Marie Phlipon. Als einziges Kind eines Pariser Handwerksmeisters wächst Marie im Schoss der Familie heran. Da sie nicht einmal eine öffentliche Schule besucht, sondern häuslichen Unterricht empfängt, da die Eltern sehr eingezogen leben und die kränkliche stille Mutter die Tochter mit ängstlicher Sorgsamkeit fast vor jedem Lufthauch der Aussenwelt hütet, so ist der Lebenskreis Maries ein aussergewöhnlich begrenzter.

Wie dürftig also war von vorneherein der Stoff, den Frau Roland in ihrer Lebensbeschreibung zu verarbeiten hatte! Wie armselig und eintönig

nahm er sich im Verhältnis zu den bunten abenteuerlichen Irrfahrten aus, von denen Rousseau in seinen Bekenntnissen plauderte! Wenn sie sich trotz dieses Nachteils an eine eingehende Schilderung ihrer Jugend begab, so erinnert uns dieser Umstand wieder an die veränderte Stellung des autobiographischen Themas im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts: nicht die äussern Erlebnisse stehen im Vordergrund des Interesses; vielmehr kommt es dem modernen Selbstbiographen darauf an, sein seelisches und geistiges Leben von den ersten Aeusserungen an in seiner individuellen Entwickelung zur Darstellung zu bringen.

So versteht auch Frau Roland ihre Aufgabe; sie führt dieselbe gesammelter und folgerichtiger durch als Rousseau. Mit sichtlicher Liebe verweilt sie namentlich bei ihrer Bildungsgeschichte, in der sich deutlich die allgemeine Richtung der Epoche sowohl wie ihre persönliche Eigenart kundgiebt. In unersättlichem Wissensdrang widmet sie von früher Jugend an den grössten Teil des Tages einer ausgebreiteten Lektüre. Wie Rousseau fängt sie mit Romanen an, um allmählich sich zum Verständnis schwierigerer philosophischer Werke emporzuarbeiten. Sie ist zu tief angelegt, um sich mit dem flüchtigen Eindruck zu begnügen, den oberflächliches Lesen gewährt. Sie strebt dahin, die Gedanken, die sie aufnimmt, sich ernstlich anzueignen: sie fertigt daher knappe Auszüge an und giebt ihren Studien einen mög-

lichst systematischen Charakter. Auch legt sie sich Hefte an, in die sie ihre eigenen Beobachtungen und philosophischen Gedankensplitter einträgt.

Dass bei diesem einsiedlerischen Leben und der fleissigen Lektüre von Rousseau sich früh in Marie Phlipon psychologisches Interesse regt, ist sehr natürlich. „J'avais beaucoup de maturité“; erzählt sie selbst, „j'aimais à réfléchir; je songeai véritablement à me former moi-même, c'est-à-dire que j'étudiais les mouvements de mon âme, que je cherchais à me connaître.“ [1]) Die Richtigkeit dieser Aussage bestätigt uns der Briefwechsel, den Marie mit ihren Jugendfreundinnen Henriette und Sophie Cannet von ihrem sechzehnten bis zu ihrem sechsundzwanzigsten Lebensjahr geführt hat; aus ihm ist deutlich zu ersehen, wie sehr Marie dazu neigt, ihren Seelenzustand zu beobachten und zu zergliedern, wie begierig sie psychologischen Problemen nachgeht, wie gern und lebhaft sie solche erörtert. [2])

---

1) Mémoires S. 18.

2) Ich möchte nur einige schlagende Proben aus der Korrespondenz hier anführen: Lettres de Madame Roland (mademoiselle Phlipon) aux demoiselles Cannet p. p. C. A. Dauban (Paris 1867) Bd. II S. 17: „En vérité c'est une chose étrange que la vie, cette succession rapide de sentiments contraires et d'événements bizarres! En considérant les singularités qu'elle me présente, j'aurais presque la fantaisie de tenir journal de mon esprit,

Diese Neigung verrät Frau Roland auch in der Selbstbiographie. Neben einer Fülle feiner psychologischer Bemerkungen[1]) und gelungener Portraitzeichnungen finden wir in ausführlicher

---

de mon cœur et des circonstances, qui me sont particulières." — Dauban I, 400: „Tu m'obliges, en me parlant, comme tu fais, de toutes les épreuves que tu subis, de toutes tes révolutions intérieures, des divers sentiments qui t'agitent. Cela ne fît-il que peindre le cœur humain m'intéresserait infiment." — Dauban I, 472: „Tel qu'une eau transparente où tous les objets se peignent tranquillement, mais dont la surface est agitée par la chute d'une seule feuille, mon cœur réfléchit tout ce qui l'environne et se trouve ému des moindres touches."

1) Ich verweise hier nur auf die tiefsinnige Erklärung, die sie auf S. 126 f. von dem menschlichen Ahnungsvermögen giebt. Sie schildert dort, wie sie am Todestage der geliebten Mutter bei einer Freundin weilt und, von einer plötzlichen Ahnung befallen, nach Hause stürzt, wo sie die Mutter von einem tötlichen Schlagfluss betroffen vorfindet. Sie sucht nun den Kausalzusammenhang zwischen dem Ereignis und der bösen Ahnung herzustellen: „En méditant ce qui pouvait donner lieu à ce qu'on appelle des pressentimens, j'ai cru qu'ils se réduisaient à cet aperçu rapide de gens qui ont l'esprit vif et le sentiment exquis d'une foule de choses imperceptibles qu'on ne saurait même désigner, qui sont plutôt senties que jugées, et dont il résulte une affection qu'on ne peut motiver, mais que les effets viennent éclairer et justifier. Plus est vif l'interêt que nous inspire un objet, plus nous sommes clairvoyans sur son compte ou susceptibles à son sujet; plus nous avons de ces aperçus physiques, si je puis ainsi dire, qui s'appellent ensuite des pressentimens, et que les anciens regardaient comme des augures ou des avis des dieux etc."

Betrachtung Wandlungen in der Lebens- und Weltauffassung des jungen Mädchens erläutert.

Sehr eingehend wird z. B. begründet, warum sie sich allmählich von der christlichen Religion abwendet, wie in ihrem Gemüt die ersten Zweifel an der Wahrheit der kirchlichen Lehren entstanden, als sie davon hörte, dass all' die grossen Heiden wie Sokrates, Plato, Aristoteles ewiger Verdammnis preisgegeben seien, weil sie das Evangelium nicht gekannt hätten: „Lorsque, nourrie de l'histoire, j'eus bien envisagé l'étendue du monde, la succession des siècles, la marche des empires, les vertus publiques, les erreurs de tant de nations, je trouvai mesquine, ridicule, atroce l'idée d'un Créateur qui livre à des tourments éternels ces innombrables individus, faibles ouvrages de ses mains, jetés sur la terre au milieu de tant de périls et dans la nuit d'une ignorance dont ils avaient déjà tant souffert. Je suis trompée dans cet article, c'est évident; ne le suis-je pas sur quelque autre? Examinons." [1]) Von diesem Augenblick an vertiefte sie sich in die kirchenfeindliche Litteratur der Aufklärungsepoche und entnahm ihr die schneidigen Waffen, mit denen sie das katholische System bekämpfte. Hinfort verwarf sie die Forderung blinden Gehorsams gegenüber den Glaubensätzen der Kirche als priesterliche Anmassung. Sie erkannte, dass

1) Mémoires S. 64 ff., vgl. S. 76 ff.

es eine sittliche Lebensführung gebe, die unabhängig von religiösen Ueberzeugungen, sich auf die richtige Erkenntnis sozialer Pflichten gründe.

Auch giebt uns Frau Roland die Vorgeschichte ihrer politischen Überzeugungen. Sie schildert, wie bei der Berührung mit den absurden sozialen Einrichtungen des alten Staates in ihr allmählich die politische Opposition geweckt, wie sie beim Anblick des prunkvollen Hoflebens in Versailles von unüberwindlichem Abscheu gegen den Despotismus ergriffen wurde, welche Demütigungen sie und ihre Verwandten von hochmütigen Adligen zu erdulden hatten.

Wir sehen, es liegt Frau Roland daran, in sorgfältiger Untersuchung die Keime ihres späteren Wesens in den in der Jugend empfangenen Eindrücken zu entdecken und sich die verschiedenartigen Einflüsse zu vergegenwärtigen, die auf die Bildung ihrer Lebensanschauung und ihres Charakters eingewirkt haben.

Dabei ist sie bestrebt, ein durchaus vollständiges Bild von ihrer Entwickelung zu geben: sie stellt daher nicht nur ihre intellektuellen Fortschritte dar, sondern würdigt auch gewisse natürliche Vorgänge wie das Eintreten der Geschlechtsreife in ihrer Bedeutung für ihr Gemütsleben.[1]) Dass sie bei der Behandlung

1) Mémoires S. 66 ff. „Für die scharfe Beobachtungsgabe der Frau Roland zeugt die Bemerkung auf S. 69: „Aux sensations nouvelles d'un physique bien organisé, se

solcher heiklen Gegenstände den Geschmack und das Feingefühl der Leser verletzen könnte, kommt ihr dabei nicht in den Sinn; vielmehr versenkt sie sich mit naivem Behagen in die Darstellung des verwickelten Seelenzustandes, in den sie durch die überraschende körperliche Entwicklung versetzt wurde; sie erzählt uns von ihren anfänglichen Gewissensbissen, die sie bei sinnlichen Regungen empfand, von den verschleierten Bekenntnissen im Beichtstuhl und der bedingten Absolution, die ihr der würdige Priester erteilte.

Wie haben wir diese peinlich berührende Offenheit zu beurteilen? Frau Roland ist zweifellos eine keusche Natur, ein erprobter, sittenstrenger Charakter. Man würde irren, wenn man aus solchen pikanten Geständnissen auf ihr moralisches Empfinden schliessen wollte. Ihr grenzenloser Freimut ist, glaube ich, für uns nicht so schwer zu erklären, wenn wir uns an früher Gesagtes erinnern. Wie bei Rousseau haben wir ihn auch bei Frau Roland aus der eigentümlichen Auffassung der selbstbiographischen Aufgabe herzuleiten. Jean Jacques und seine Jünger hielten es für ihre Pflicht, alles zu sagen und nichts zu verschweigen. Nur so war es nach ihrer Ansicht möglich, ein getreues Bild

joignirent insensiblement toutes les modifications du désir de plaire: j'aimais à paraître bien, je me plaisais à l'entendre dire, et je m'occupais avec complaisance de ce qui pouvait m'en procurer l'agrément."

von ihrem Charakter und ihrem Leben zu entrollen. Sie huldigten dabei einer Anschauungsweise, wie sie später die naturalistischen Romanschreiber mit übertriebener Konsequenz weitergebildet haben: man durfte gesellschaftlichen Rücksichten und ästhetischen Bedenken ihrer Meinung nach nicht die Wahrheit der Darstellung opfern.[1]) Es war unumgänglich nötig, dass man ein in jeder Hinsicht vollständiges Bekenntnis ablegte.

Von dieser Ueberzeugung war auch Frau Roland durchdrungen. Die Aufzeichnung ihrer Lebensgeschichte bedeutete für sie eine Art Vermächtnis an die Nachwelt. Wie Rousseau wollte sie dadurch ihren Mitmenschen einen letzten Dienst erweisen. Wirklich nützlich erschien ihr aber ein solches Unternehmen nur dann zu sein, wenn sie mit schonungsloser Offenheit selbst von

---

1) Ich setze hierher den Schluss der Rede, die Rousseau vor dem Auditorium hielt, dem er seine Bekenntnisse vorlesen wollte. Er entschuldigt sich namentlich den Damen gegenüber wegen seiner ungeschminkten, freimütigen Darstellung: „Je prie les dames qui ont la bonté de m'écouter de vouloir bien songer qu'on ne peut se charger de la fonction de confesseur sans s'exposer aux inconvénients qui en sont inséparables, et que, dans cet austère et sublime emploi, c'est au cœur à purifier les oreilles. Pour moi, je me suis mis dans la nécessité de remplir fidèlement le mien, qui n'est pas seulement d'être toujours fidèle et vrai, mais encore de vaincre la honte et de la sacrifier à la vérité“. Die Rede ist abgedruckt bei G. Streckeisen-Moultou, Œuvres et correspondance inédites de J. J. Rousseau S. 327 ff.

ihren intimen Erlebnissen den Schleier zog.[1]) Sie wusste, dass sie dem Tode geweiht war, und hatte das Gefühl, dass sie im Angesicht der Menschheit, bevor sie das Schaffott bestieg, heroisch ihre Kräfte zusammenraffte zu einer letzten aufrichtigen Beichte. Durfte sie in dieser Beichte von ihren sinnlichen Anfechtungen schweigen? Würde sie ihrem Wesen nicht einen charakteristischen Zug geraubt haben, wenn sie von ihrem leicht entzündlichen Temperament nichts gesagt hätte? Nein, sie konnte über dieses Thema mit innerer Genugthuung reden, da sie sich bewusst war, dass sie durch sittliche Selbstbeherrschung auch der lockendsten Versuchung Herr geworden war.[2]) Obwohl sie heissblütig und leidenschaftlich wie nur irgend jemand war, hatte

---

1) Wie ernstlich sie diesen Vorsatz gefasst und ausgeführt hat, zeigt die Erzählung eines abstossend gemeinen Erlebnisses: es handelt sich um einen bösen Streich, den ihr einer der Lehrbuben ihres Vaters spielte: „Je suis un peu embarrassée de ce que j'ai à raconter ici; car je veux que mon écrit soit chaste, puisque ma personne n'a pas cessé de l'être, et pourtant, ce que je dois dire, ne l'est pas trop.“ Mit dieser Entschuldigung leitet Frau Roland (Mémoires S. 21 ff.) die widerwärtige Erzählung ein, die sie uns ihrer Ansicht nach nicht vorenthalten durfte, da sie den Anlass zu einer bedeutsamen seelischen Wandlung bei ihr bildete, die sie mit den Worten: „De ce moment les idées religieuses me dominèrent“ charakterisiert.

2) Auf Frau Rolands Beziehungen zu Buzot werden wir im dritten Kapitel des besonderen Teils näher eingehen.

sie dem Dämon der Lust stets siegreich widerstanden.[1])

Wie aber auch Frau Roland ungeachtet der redlichen Absicht, uns mit ihrer wirklichen Lebensgeschichte bekannt zu machen, mitunter in der Erzählung wichtiger Ereignisse mehr Dichtung als Wahrheit giebt, wie sie unwillkürlich Lücken in der Erinnerung durch ihre erfinderische, lebhafte Einbildungskraft ergänzt und uns so statt der Historie einen Roman auftischt, darauf werden wir im zweiten Abschnitt unserer Untersuchung eingehend zurückkommen.

---

1) Mémoires S. 69: „Je suis demeurée maîtresse de mon imagination à force de la gourmander; j'ai acquis une sorte d'éloignement pour tout plaisir brutal ou solitaire, et dans des situations périlleuses, je suis restée sage par volupté, lorsque la séduction m'aurait entraînée à oublier les raisons ou les principes. Je ne vois le plaisir, comme le bonheur, que dans la réunion de ce qui peut charmer le cœur comme les sens, et ne point coûter de regrets. Avec une telle manière d'être, il est difficile de s'oublier et impossible de s'avilir." — Vgl. auch S. 70: In ihrem Selbstporträt sagt Frau Roland: „Quant au menton, assez retroussé, il a précisément les caractéres que les physiognomistes indiquent pour ceux de la volupté. Lorsque je les rapproche de tout ce qui m'est particulier, je doute que jamais personne fût plus faite pour elle et l'ait moins goûtée."

Fassen wir hier die in dem ersten Teil gewonnenen Ergebnisse kurz zusammen!

Ein starker psychologischer Hang, der die menschliche Seelenkenntnis zu vertiefen und zu einer Seelenlehre systematisch auszugestalten strebte, führte Rousseau und seine Jünger zur Schöpfung einer neuen litterarischen Gattung, der modernen Selbstbiographie. Durch scharfe Selbstbeobachtung und eindringende Seelenanalyse wie durch freimütige und ausführliche Schilderung der eigenen Lebenserfahrungen hofften sie reiches und kostbares Material zu Tage zu fördern, das jedermann nützliche Belehrung gewähren und vor allem die Grundlage für die Erneuerung der Wissenschaft vom Menschen bilden sollte. Aber der Erfüllung dieser überschwänglichen Erwartungen stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Sie lagen im Wesen der Aufgabe selbst. Schon Rousseau musste sich eingestehen, dass er die wichtigste Vorbedingung zu ihrer Lösung, die wahrheitsgetreue Wiedergabe des einfachen Thatbestandes, nicht immer hatte erfüllen können. Beim Wiederaufbau seiner Lebensgeschichte hatte er in seinem Gedächtnis auffallende Lücken entdeckt und sie durch romanhafte Zusätze auszufüllen gesucht. So war er vom sichern Boden einer rein historischen Darstellung abgewichen und hatte die Fantasie zu Hilfe gerufen.

Aehnliche Erfahrungen machte Goethe an sich. Auch er kam zu der Ueberzeugung, dass man, um seine eigene Lebensbeschreibung herzustellen, der Einbildungskraft nicht entraten könne. Aber er war weit entfernt, diese Einmischung des romanhaften Elements für einen Nachteil anzusehen und zu beklagen. Betrachtete er doch die autobiographische Aufgabe durchaus als Künstler. Er mochte sich daher nicht durch kleinliche Rücksichten auf die historische Wirklichkeit beschränken lassen, sondern wollte unter möglichst strenger Festhaltung des „eigentlich Grundwahren“ seinen Stoff aus höheren poetischen und philosophischen Absichten modeln und zum allgemeingültigen Symbol menschlichen Lebens gestalten. So brachte er die Selbstbiographie wieder in die engste Fühlung mit dem Roman, von dem sie ausgegangen war.

Goethe trat dadurch in den entschiedensten Gegensatz zu dem Programm, das Karl Philipp Moritz verfochten hatte. Während der Verfasser des Anton Reiser auf die exakte, möglichst lückenlose Wiedergabe der psychologischen und historischen Zusammenhänge den grössten Wert gelegt und der Selbstbiographie eine wissenschaftliche Genauigkeit hatte zueignen wollen, rettete Goethe das junge Gewächs aus diesem beengenden Luftkreis, in dem es verkümmert wäre, um es im hellen Sonnenlicht der Dichtung zur schönsten Blüte zu bringen. Er nahm wahr,

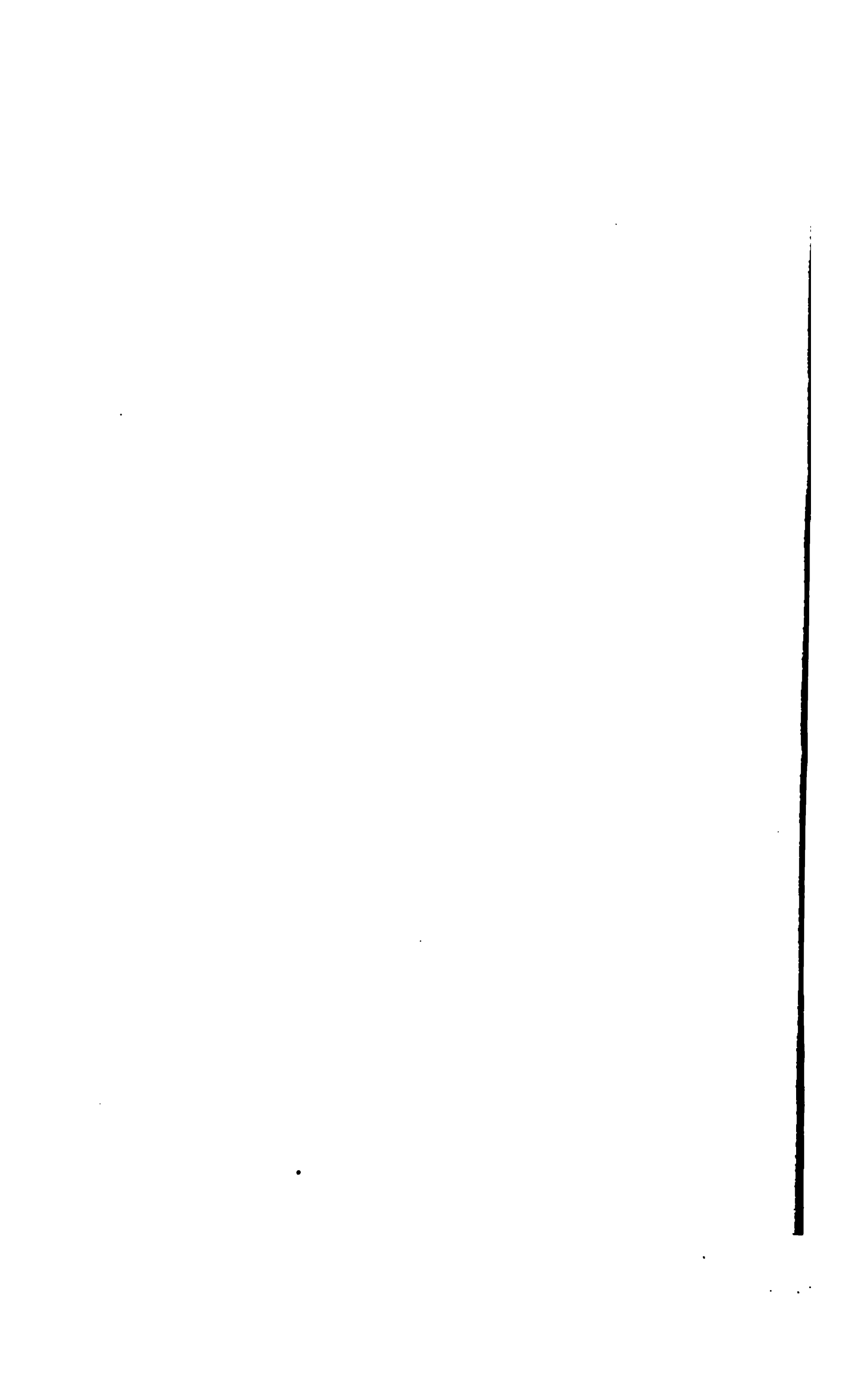
dass durch Moritzens schneidende Consequenz ein unseliger Zwiespalt in die selbstbiographische Aufgabe getragen worden wäre, namentlich durch den Widerspruch, der zwischen den hochgespannten Forderungen und dem menschlichen Unvermögen, sie zu erfüllen, geklafft hätte. Für diesen Widerspruch gab es nach Goethes Dafürhalten nur im freien Reich der Kunst eine versöhnliche Lösung.

So kennzeichnet das Wesen der modernen Selbstbiographie neben dem in die Augen fallenden psychologischen Zuge eine starke Hinneigung zum Roman. Dass auch solche, die der Fantasie nicht so geflissentlich Zugeständnisse machen wie Rousseau und Goethe, sondern sich für den streng historischen Charakter ihrer Aufzeichnungen verbürgen, dem romanhaften Element, ohne es zu ahnen, breiten Raum gewähren, soll im folgenden Abschnitt gezeigt werden.



Besonderer Teil:

Prüfung ausgewählter Abschnitte aus der Selbstbiographie der Frau Roland.



Erstes Kapitel.

Marie Phlipon und der Arzt Gardanne.

I.

Nur in seltenen Fällen wird es möglich sein, eine autobiographische Quelle auf ihre Zuverlässigkeit hin zu prüfen. Fehlt es doch meist an ausreichendem Kontrollmaterial; in der Regel ist dieses so wenig ergiebig, dass es nur die äussere Schale und nicht den inneren Kern der Lebensverhältnisse des Selbstbiographen berührt. Die von ihm erzählten Vorgänge sind ja gewöhnlich so intimer Natur und der Schauplatz, auf dem sie sich abspielen, ist so von der Welt abgeschieden, dass wir dorthin nicht mit Urkunden und Aktenstücken dringen können.

Den wertvollsten Massstab für die Kritik einer autobiographischen Quelle werden Briefe bilden, die der Verfasser der Lebensbeschreibung in früheren Jahren geschrieben hat, als er noch unmittelbar unter dem Eindruck der Erlebnisse stand, die er später schilderte. Mit diesem

Hilfsmittel können wir feststellen, inwieweit sich im Laufe der Zeit das Bild, das der Selbstbiograph von der Vergangenheit im Gedächtnis aufbewahrt, verschoben hat. Aber wie selten sind wir dazu imstande, einen solchen Vergleich anzustellen! Entweder sind uns solche Briefe gar nicht überliefert oder in so geringer Zahl, dass sie wie z. B. bei Rousseaus Jugendgeschichte nur sehr schwaches Beweismaterial bieten.

In einer ausnahmsweise glücklichen Lage sind wir, glaube ich, in einem einzigen Falle, nämlich bei der Selbstbiographie der Frau Roland. Wir besitzen aus ihrer Mädchenzeit einen umfangreichen und wirklich vertraulichen Briefwechsel, den sie von ihrem sechzehnten bis zu ihrem sechsundzwanzigsten Lebensjahre mit zwei Freundinnen, Sophie und Henriette Cannet, in reger ununterbrochener Folge geführt hat. Über die Entstehung und den Charakter dieser Correspondenz mag hier eine kurze Bemerkung eingeschaltet werden.

Marie Phlipon — so lautete Frau Rolands Mädchenname — war ein Jahr lang in einer von Nonnen geleiteten Schule in Paris erzogen worden. Hier hatte sie die beiden Fräulein Cannet aus Amiens zu Mitschülerinnen gehabt; obwohl mehrere Jahre jünger als sie, hatte sich Marie namentlich an die jüngere Schwester Sophie Cannet angeschlossen. Beide Mädchen hatten einander so lieb gewonnen, dass sie auch über die kurze Schulzeit hinaus ihre Freundschaft fortzusetzen

wünschten. Marie, in der sich früh eine starke litterarische Neigung regte, schlug daher eine Korrespondenz vor, die dann namentlich von ihr, weniger von der Freundin, die in geselligen Vergnügungen in Amiens zuviel Zerstreuung fand, aufs eifrigste gepflegt wurde. Maries Leben dagegen floss im einsamen Elternhause so eintönig dahin, dass sie Musse genug fand, um Sophie sehr eingehend von ihren kleinen Erlebnissen und mannigfaltigen Studien zu unterhalten.

Diesem Briefwechsel ist deutlich der Charakter der sentimental und psychologisch gerichteten Epoche aufgeprägt. Jede seiner Seiten zeigt uns, wie bereitwillig man sich dem Überschwang schwärmerischer Gefühle hingab, wie aufmerksam man auf jede Regung des Herzens lauschte, wie gern man zur Feder griff, um sich selbst und andern über jede Phase seines Innenlebens Rechenschaft zu geben. Wir schöpfen hier unmittelbar an dem frischen Quell der bekenntnisfreudigen Zeit, aus dem die moderne Selbstbiographie hervorgegangen ist. Maries Briefe gleichen einem Tagebuch. Von allem, was ihr Herz bewegt, macht sie so aufrichtige Mitteilungen, dass ihre Aufzeichnungen oft mehr wie ein Selbstgespräch klingen, als für einen andern bestimmt erscheinen. Eben aus diesem Grund bietet Maries Correspondenz ein vorzügliches Mittel für die Prüfung ihrer späteren Lebensbeschreibung. Und wenn sich auch in ihr nur eine begrenzte

Lebensstrecke und selbst diese mitunter nur in fragmentarischer Form wiederspiegelt, so erhalten wir für unsere Kritik immerhin einen so reichhaltigen Stoff, dass wir uns über den Quellenwert der Rolandschen Selbstbiographie ein sicheres Urteil bilden können.

Hier soll aber unsere Aufgabe nicht darin bestehen, in breit angelegter Einzeluntersuchung und fortlaufender Kontrolle Seite für Seite der Rolandschen Lebensbeschreibung zu prüfen; wir legen vielmehr den Hauptwert darauf, das romanhafte Element als den für den Quellenkritiker wesentlichen Faktor nachzuweisen und näher zu beleuchten. Darum werden wir aus der Selbstbiographie nur diejenigen Abschnitte herausgreifen, in denen sich eine romanhafte Umbildung des ursprünglichen Thatbestandes aufzeigen lässt.

II.

Den Höhepunkt in Frau Rolands Selbstbiographie bildet die anmutige Schilderung des langen Reigens ihrer Freier. Die schöne Frau ist einst heiss umworben worden und hat nach allen Seiten hin Körbe ausgeteilt. Gern erinnert sie sich im Kerker ihrer Triumphe und berichtet etwas ruhmredig über die unglücklichen Bewerber.[1]) Zumeist sind es Handwerksmeister und Kaufleute, deren Anträge Marie aus einem grundsätzlichen

1) Mémoires particuliers S. 107 ff.

Bedenken ablehnte: sie glaubte nicht, dass sie sich mit einem Mann verstehen würde, der ohne tiefere Bildung sei und ihre litterarischen Interessen nicht teilen könnte. Auf den Handelsstand sah sie in hochmütiger Geringschätzung herab, weil seine Mitglieder gewinnsüchtig und stets auf Übervorteilung des Nächsten bedacht seien.

Als Marie aus diesem Grund schon mehrere Geschäftsleute abgewiesen hatte, stellte sich am Ende des Sommers 1773 ein Bewerber ein, der ihrem Ideal ungefähr entsprach. Es war ein angesehener und tüchtiger Arzt namens Gardanne. Eine Verwandte Maries spielte die Vermittlerin, und beide Teile schienen sich eben einigen zu wollen, als sich plötzlich die ganze Sache zerschlug. Woran scheiterte Maries Verlobung? Wer brach die Unterhandlungen ab, Gardanne oder Marie? Die beiden ausführlichen Schilderungen, die wir von dem Fall Gardanne vor uns haben, weichen namentlich in diesem Punkt beträchtlich von einander ab. Vergleichen wir einmal unsere beiden Quellen.

In ihrer Biographie giebt Frau Roland die Geschichte des Bruchs in folgender Weise wieder[1]: Sie war in Begriff, mit der Mutter für einige Wochen aufs Land zu reisen, als bei ihren Eltern eine ihnen befreundete Dame erschien, die in Gardannes Namen um die Hand der Tochter an-

1) A. a. O. S. 115 ff.

halten sollte. Der Antrag wurde freundlich aufgenommen und der Besuch des Bewerbers empfangen. Darauf reisten Mutter und Tochter aufs Land. Während der Abwesenheit von Paris trat in der Sache eine unglückliche Wendung ein, die durch das taktlose Verhalten von Maries Vater verursacht wurde.

Phlipon hatte sich über die Verhältnisse seines zukünftigen Schwiegersohnes bei aller Welt in so wenig zartfühlender Weise erkundigt, dass Gardanne darüber empört war und sich bitter bei einer Verwandten Maries beschwerte. „Von dem Augenblick an“, fährt Frau Roland in der Biographie wörtlich fort, „wo mir diese Einzelheiten bekannt wurden, ergriff ich mit Eifer die Gelegenheit, um aus meiner Unentschlossenheit herauszugehen, und schrieb, ich hoffte, bei meiner Rückkehr die Person nicht mehr wiederzusehen. So löste sich eine Verbindung, die man so sehr überstürzen wollte, dass Gardanne darauf gerechnet hatte, die Sache in der Woche nach meiner Rückkehr ins Reine zu bringen: ich war sehr froh darüber einem Bunde zu entschlüpfen, den man so ungestüm hatte knüpfen wollen.“ [1])

Diesem Bericht widersprechen Maries Briefe an Sophie Cannet, die fast gleichzeitig mit den Ereignissen abgefasst worden sind, und zwar in

---

1) Mémoires S. 120.

mehreren wichtigen Punkten.[1]) Zunächst ist ein nicht unerheblicher chronologischer Irrtum zu berichtigen. Nicht vor der Abreise Maries aufs Land, sondern erst nach ihrer Rückkehr liess Gardanne sich bei Phlipons einführen. So kann also Marie den angeblichen Befehl, die Verhandlungen mit dem Arzte abzubrechen, von dem Landaufenthalt aus gar nicht gegeben haben. Als sie in Paris wiederanlangte, erwartete sie vielmehr mit Ungeduld den ersten Besuch Gardannes im elterlichen Hause. Er kam und wurde, wie Marie der Freundin ausdrücklich beteuert, sehr freundlich aufgenommen, liess sich aber darauf nicht wieder blicken. Vergeblich harrte Marie von Tag zu Tag auf Nachricht von ihm. Sie begann dem Bewerber, der sie so arg zu vernachlässigen wagte, ernstlich zu zürnen: „Wenn er nicht Acht giebt, so steht seine Sache schlecht; denn ich bin nicht das Mädchen, das absichtliche Vernachlässigung verzeihen würde.“ Sie wusste sich schliesslich Gardannes Zaudern gar nicht zu erklären. Endlich nach fast zwei Wochen sendete er Phlipons einen Brief mit der trockenen Mitteilung, dass er leider aus Rücksicht auf die Wünsche seines Vaters auf die geplante Verbindung verzichten müsse.

---

1) C. A. Dauban, Lettres de Mme. Roland aux demoiselles Cannet, I, 141—149, Marie Phlipon an Sophie Cannet d. 16. August, 8., 15.—20. September 1773.

So war es nicht Marie, sondern der Arzt, der die Heiratsverhandlungen abbrach, wahrscheinlich in der Aufregung über Phlipons taktlose Erkundigungen. Die wahre Ursache für Gardannes Rückzug scheint Marie erst später erfahren zu haben. Der Freundin teilte sie jedenfalls nur den vorgewandten Entschuldigungsgrund des Arztes mit. Vielleicht verschwieg sie ihr absichtlich die näheren Umstände, weil sie die Ehre ihrer Familie nicht blossstellen wollte.

III.

Wir fragen schliesslich: wie haben wir die erhebliche Differenz zwischen unsern Quellen zu erklären? Hat uns Frau Roland in der Selbstbiographie absichtlich den wirklichen Sachverhalt verbergen oder doch wenigstens verschleiern wollen? Oder hat ihr gutes Gedächtnis sie hier in Stich gelassen?

Auf den ersten Blick hin möchte man eine vorsätzliche Entstellung des Thatbestandes annehmen. Der Widerspruch zwischen den Quellen ist so scharf und unvermittelt, die Mutmassung, dass es für das stark ausgebildete Selbstgefühl der Frau Roland unerträglich war, die Rolle der verschmähten Geliebten zu übernehmen, so plausibel, dass man unbedenklich auf eine bewusste Fälschung im Abschluss der Erzählung schliessen möchte.

Erwägt man aber die Frage reiflicher, so wird man mehr und mehr an der Berechtigung des auf den ersten Antrieb ausgesprochenen Verdikts zweifeln, und statt Frau Roland der Unwahrheit zu zeihen, zu der Überzeugung kommen, dass sie uns nicht hat täuschen wollen, sondern höchst wahrscheinlich sich selbst getäuscht hat. Dass ihre Darstellung tendenziös ist, soll damit nicht bestritten werden; wir haben es aber nicht mit einer Fälschung, sondern mit einer unbewussten Entstellung des wirklichen Hergangs zu thun.

Ich bemerke ausdrücklich: es handelt sich hier für uns nicht um die moralische Rettung der Frau Roland, sondern um eine rein sachliche Erwägung. Der Quellenkritiker ist in der Regel gar zu leicht geneigt, jede bedeutendere Abweichung vom historischen Thatbestande einer absichtsvollen Tendenz des Verfassers zuzuschieben. Wie ein Staatsanwalt, in dessen unerbittlicher Miene man im voraus die unerschütterliche Überzeugung von der Schuld des Angeklagten liest, spricht er dem Autor die Ehrlichkeit ab. Weil der Quellenkritiker aus dem Kontrollmaterial den wirklichen Hergang genau kennt, vermag er sich schwer in die Lage des Memoirenschreibers zu versetzen, der ohne jene Hilfsmittel den Zusammenhang zwischen den Bruchstücken seiner Erinnerung herstellen muss. Aber wir haben uns selbst nur scharf zu beobachten, um wahrzunehmen, wie rasch wir auch bei wichtigen Erlebnissen den

genaueren Hergang vergessen, wie schnell, namentlich bei unangenehmen Begebenheiten, die Spuren in unserm Gedächtnis verlöschen und wie leicht wir uns über die Rolle, die wir gespielt haben, zu unsern Gunsten täuschen.

So scheint es auch Frau Roland im Falle Gardanne ergangen zu sein. Lag doch zwischen der Begebenheit und ihrer schriftlichen Aufzeichnung ein Zeitraum von zwanzig Jahren. Wie sehr ihre Erinnerung sich getrübt hat, ersieht man daraus, dass sie wichtigen Ereignissen eine falsche Reihenfolge giebt. So hat sie, wie schon oben erwähnt wurde, ganz vergessen, dass erst nach ihrer Rückkehr von der Reise der Besuch des Arztes im Hause der Eltern und die unglückliche Wendung statthatte. Wir möchten auf diesen Irrtum der Frau Roland hier noch einmal eingehen, weil wir an einem treffenden Beispiel zeigen möchten, wie tief der Autobiograph in der Selbsttäuschung befangen sein kann, wie leicht er das, was ihm die lebhafte Einbildungskraft vorspiegelt, mit der Wirklichkeit verwechselt. Zu diesem Zweck wollen wir die Darstellung, die beide Quellen von der Entwicklung von Maries Beziehungen zu Gardanne geben, hart nebeneinanderstellen.

In einem ihrer Briefe an Sophie Cannet erzählt Marie Phlipon in knappen Worten der Freundin, wie sie den Arzt kennen lernte: „Il y eut“, fährt sie fort, „une entrevue avant notre

départ pour la campagne, et pendant que nous y étions, on fit une demande en règle; de façon que ce soir nous aurons la première visite du prétendu. Voilà où en sont les choses.“[1]) Damit vergleiche man die spätere Schilderung in der Selbstbiographie. Man achte dabei namentlich auf den sicheren überzeugungsvollen Ton, in dem uns Frau Roland ihren Bericht vorträgt: „Nous étions sur le point de partir pour la campagne où nous devions passer quinze jours; je trouvais qu'il n'aurait pas été digne de remettre le voyage dans l'attente d'un épouseur; ma mère était de mon avis: mais, avant notre départ, mademoiselle de la Barre arrive un beau jour dans le grand costume faire ce qu'on appelait la demande au nom du docteur. Mes parents répondirent les généralités d'usage quand on accepte, avec le sous-entendu de la réflexion: on réclama la permission pour le demandeur de présenter ses devoirs en personne; elle fut accordée. Mademoiselle Desportes, toujours mesurée, conclut qu'elle devait l'amener, et une collation de famille, où mademoiselle de la Barre et une de mes parentes se trouvèrent aussi, signala l'entrée cérémonieuse du personnage dans la maison paternelle. Nous partîmes le lendemain pour la campagne, afin d'y passer précisément le temps de ce qu'on appelle les informations.“[2])

1) Dauban I, 144. 2) Mémoires S. 118 f.

Diese Erzählung ist so anschaulich und lebendig, dass man gar nicht auf den Gedanken kommt, sie könnte einen Irrtum enthalten. Frau Roland ist offenbar der festen Überzeugung, dass sich die Sache so und nicht anders abgespielt hat. Vor ihrem geistigen Auge sieht sie die Gestalt des Fräulein de la Barre auftauchen, wie sie im Festtagsgewande bei den Eltern erscheint, um den Antrag des Arztes zu überbringen. Sie glaubt sich noch genau aller Umstände zu entsinnen, unter denen angeblich die Reise aufgeschoben wurde und wie sie am Tage nach dem Empfang Gardannes im elterlichen Hause mit der Mutter abreiste. Und doch zeigt uns die kurze Briefstelle, dass Frau Roland hier fabelt: es sind das Begebenheiten, die in Wirklichkeit nie stattgefunden oder sich in ganz anderer Weise abgespielt haben. Die ganze Situation, die sie in künstlerischer Lebendigkeit mit wenigen scharfen Strichen vor unser Auge zaubert, beruht auf freier Erfindung. Aber von einer absichtsvollen Zustutzung des Thatbestandes kann in diesem Fall nicht die Rede sein.

Eine Folge der oben geschilderten chronologischen Verwirrung war der Irrtum, in dem Frau Roland die Katastrophe mit Gardanne in die Zeit ihres Landaufenthaltes legte. Nach diesem Schauplatz schnitt sie dann den romanhaften Abschluss zu: durch einen Brief will sie der Bewerbung des Arztes, dessen gerechtfertigte

Beschwerden ihren Unwillen erregt hatten, ein schnelles Ende bereitet haben. Wie sie in der freien und unbewussten Erfindung so weit gehen konnte, sich hier eine aktive Rolle beizulegen, indem sie ihrem Entschluss den Abbruch der Verhandlungen zuschreibt, während sie in Wirklichkeit sich nur leidend und abwartend verhalten hat, auf diesen groben Widerspruch werden wir unten noch einmal zurückgreifen: Erst wenn wir über ein grösseres Vergleichsmaterial verfügen, können wir ihn besser verstehen und erklären.

Interessant ist schliesslich die Beobachtung, dass der unangenehme Abschluss, den die Beziehungen zu Gardanne fanden, von Anfang an Frau Rolands Darstellung in der Selbstbiographie sichtlich beeinflusst hat. Er wirft gleichsam seinen dunklen Schatten voraus. Die Persönlichkeit des Arztes erfährt eine ziemlich abfällige Beurteilung: er erscheint hier als habsüchtiger Verstandesmensch, der vor allem die Frage der Mitgift geregelt sehen möchte [1]. In den Briefen an Sophie

1) „Gardanne souhaitait et craignait de se lier; dans le calcul des avantages et des inconvénients de la grande confrérie il ne s'était point, comme ma tête romantique, attaché à l'unique idée des convenances personnelles; il comptait tout. J'avais seulement vingt mille livres en mariage; mais les espérances rachetaient la modicité de la dot; les conditions pécuniaires furent faites avant que je susse rien: le marché était conclu lorsqu'on me parla d'un médecin à épouser.“ Mémoires S. 116.

dagegen wird ausdrücklich hervorgehoben, dass Gardanne nicht auf das Heiratsgut, sondern auf die sittlichen Eigenschaften seiner zukünftigen Frau Gewicht lege. Die Höhe der Mitgift sei ihm nebensächlich, wenn die Braut nur ein gutes Herz und rechtschaffene Grundsätze habe[1]).

Und während in der Selbstbiographie die Erscheinung des Arztes mit überlegenem Spott gezeichnet wird, hat das Portrait, das Marie der Freundin entwirft, eine warme teilnahmvolle Färbung. Sie nimmt zwar an den etwas groben Zügen und der Amtsmiene Gardannes einigen Anstoss, rühmt aber seine lebhafte Unterhaltung und seinen Geist: „Er ist sogar Verfasser von sein Fach betreffenden Werken und scheint mir erstaunlich munter zu sein. Die genaueren Erkundigungen, die wir uns verschafft haben, stellen nicht nur seinem Wandel und seinen Fähigkeiten, sondern seinem Charakter überhaupt ein gutes Zeugnis aus.“ [2])

Auch können wir der Versicherung der Frau Roland, dass ihr an dem Zustandekommen des Verlöbnisses mit dem Arzt gar nichts gelegen

1) Dauban I, 144: „Le préjugé favorable que j'ai pour ce médecin est fondé non seulement sur les informations, mais encore sur les conséquences raisonnées des choses: il est constant qu'il peut trouver quelqu'un ayant plus de bien que moi . . .; il le sait, et il m'a préférée avant de m'avoir vue . . . . Il cherche des sentiments, de l'éducation et des principes solides.“

2) Dauban I, 144.

habe, dass ihr der Bewerber gleichgiltig, ja unbequem gewesen sei und sie nach dem Bruch erleichtert aufgeathmet habe[1]), keinen Glauben schenken; denn jede Zeile der Korrespondenz beweist uns, wie lebhaft sie für Gardanne sich interessierte, wie freudig sie ihm das Jawort gegeben hätte. Dass sie nur ungern auf ihre Hoffnungen verzichtete, zeigen die Worte des Bedauerns, die sie an die Freundin richtete: „Von mehreren Angelegenheiten dieser Art, die für mich in Frage gekommen sind, war keine so weit vorgerückt, keine schien so glücklich zu gelingen und keine ist in so eigentümlicher Weise abgebrochen worden“.[2])

1) Mémoires S. 120 f.; vgl. auch S. 117 f.
2) Dauban I, 149.

Zweites Kapitel.

Marie Phlipon und La Blancherie.

Der Fall Gardanne bildete in Marie Phlipons Leben eine flüchtige Episode. Folgen wir der Selbstbiographie, so war auch ein anderer Bewerber, ein junger Edelmann namens Pahin de La Blancherie, nur eine rasch emportauchende Erscheinung, die, ohne merkliche Spuren zu hinterlassen, dem Gesichtskreis des jungen Mädchens bald wieder entschwand. Mit einem Anflug von Ironie schildert Frau Roland die Persönlichkeit und die Ansprüche des jugendlich unreifen Freiers, seine unwürdige Aufführung und wie sie dafür Rache an ihm nahm.

Wer vermutet hinter dieser amüsanten Anekdote die Geschichte einer ernsten mehrere Jahre währenden Leidenschaft? Was Frau Roland in der Biographie episodisch behandelt, stellt sich uns an der Hand ihres Briefwechsels mit Sophie Cannet als eine für ihre Entwicklung bedeutsame Krisis dar. Wir blicken in eine viel tiefere Per-

spektive hinein, als wir nach ihrer leicht hingeworfenen Skizze annehmen könnten. Und wie das Gesammtbild sind auch die einzelnen Phasen des Falls La Blancherie zum Teil bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Das wird eine genaue Vergleichung unserer beiden Quellen zu erweisen suchen.

I.

Zunächst haben wir einige unzutreffende Angaben der Selbstbiographie zu berichtigen. Frau Rolands Annahme, La Blancherie habe schon vor Gardanne um sie angehalten[1]), ist irrig; der Fall Gardanne war abgethan, als La Blancherie Ende November 1773 Marie umwarb. Auch die Angabe, der neue Freier habe sich unter dem Vorwand, sich nach dem Befinden von Mutter und Tochter zu erkundigen, im väterlichen Hause Eingang zu verschaffen gewusst, ist falsch;[2]) er erschien dort „sous prétexte d'ouvrage", d. h. er bestellte bei Phlipon Graveurarbeit.[3])

Doch das sind unerhebliche Gedächtnisfehler. Schwerwiegender ist ein anderer Irrtum. Frau Roland erzählt, La Blancherie sei nach dem abschlägigen Bescheid, den ihm ihr Vater auf seine Werbung erteilte, zwei Jahre nach Orleans gereist. La Blancherie hat allerdings damals Paris ver-

1) Mémoires S. 114 f.
2) Mémoires S. 107.
3) Dauban I, 152.

lassen und wahrscheinlich in der ausgesprochenen Absicht, erst nach längerer Abwesenheit wiederzukehren. Es war jedoch kaum ein halbes Jahr verflossen, als er — Anfang Mai 1774 — nach einer kurzen italienischen Reise sich wieder bei Phlipons meldete. Frau Roland lässt ihn erst nach dem Tode ihrer Mutter (im Juni 1775) wiederauftauchen. Sie hat also das Jahr, in dem La Blancherie sie häufig besuchte und sie an seiner Persönlichkeit wie seinen litterarischen Arbeiten den lebhaftesten Anteil nahm, völlig aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Und doch war ihre Neigung zu dem jungen Edelmann schon damals so tief gewurzelt, dass sie der Freundin im Vertrauen das Geständnis ablegte, La Blancheries ungünstige Vermögenslage bilde das einzige Hindernis für die Heirat: „Ich entdecke immer neue Berührungen in unserer Denkungsart; seine Seele, scheint es, ist der Ausdruck der meinigen.“ [1])

Ihren Höhepunkt erreichte Maries Leidenschaft für La Blancherie freilich erst in dem Jahr, das dem Tode der Mutter folgte. Dieser Abschnitt wird in der Selbstbiographie wohl berührt, aber nur flüchtig gestreift und gerade in den wesentlichen Zügen entstellt. Namentlich kann Frau Roland sich nicht mehr vorstellen, was sie als junges Mädchen für La Blancherie empfunden, wie leidenschaftlich sie ihn geliebt,

---

1) Dauban I, 180 f. Vgl. auch S. 236, 250, 271, 301.

wie sie für ihn geschwärmt hat. Vergleicht man die kühle Schilderung der Selbstbiographie mit den begeisterten Mitteilungen, die sie der Freundin über La Blancherie einst zugesandt hat, so wird man an eine Beobachtung erinnert, die Goethe an sich machte, als er sein Leben beschrieb: „Am wenigsten", sagt er in Dichtung und Wahrheit, „sind wir vermögend, uns enthusiastische Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet von ihnen überfallen und überlässt sich ihnen unbewusst." So ergeht es auch Frau Roland bei ihrem Bericht über ihre Neigung für La Blancherie, z. B. wenn sie erzählt: „Il (La Blancherie) revint me faire des visites; je le voyais avec intérêt."[1] Wie kühl klingt dieses „avec intérêt"! Wie wenig entspricht es der fiebernden Leidenschaft, die sie für den Liebhaber ehedem empfunden hat!

Aber nicht nur ihre Gesinnung, sondern auch ihre damalige Haltung zeichnet Frau Roland in der Lebensbeschreibung falsch. So will sie, als der Vater dem lästigen Bewerber, der durch seine häufigen Besuche den Ruf der Tochter ge-

1) Mémoires S. 160. — Weiter unten heisst es: „Il faut être vrai; la Blancherie m'intéressait, et j'imaginais que je pourrais bien l'aimer; la tête seule travaillait, je crois, mais elle était en chemin." Dass nicht nur der Kopf, sondern vorzüglich das Herz dabei die Hauptrolle spielte, geht aus Maries Briefen an Sophie so zweifellos hervor, dass wir wegen der Fülle der Belege nur im allgemeinen auf die Korrespondenz verweisen können.

fährdete, das Haus zu verbieten drohte, diese Ankündigung mit gehorsamem Schweigen aufgenommen haben: „Je ne répliquai pas le plus petit mot, quoique j'en sentisse quelque chagrin.“ Nur habe sie die Ausführung des Verbots selbst übernehmen wollen, um die für den Geliebten darin liegende Kränkung nach Möglichkeit zu lindern: „J'écrivis donc“, fährt sie fort, „une belle lettre qui donnait à la Blancherie son congé, qui lui ôtait tout espoir de me répondre, mais qui ne devait pas détruire celui d'avoir plu, s'il s'en était flatté.“

Diese Schilderung stellt den wirklichen Sachverhalt geradezu auf den Kopf. Aus Maries Briefwechsel mit Sophie Cannet ersehen wir, dass sie sich nicht als fügsame Tochter bewiesen hat. War sie doch keineswegs mit der Absicht des Vaters, La Blancherie zu entfernen, einverstanden. Sie sann vielmehr auf eine List, durch deren Ausführung sie das angedrohte väterliche Verbot aufzuhalten und überhaupt zu hintertreiben hoffte. Denn um jeden Preis wünschte sie sich das Vergnügen zu erhalten, das ihr die Besuche des Heissgeliebten gewährten. Sie liess daher, um den Groll des Vaters vorläufig zu beschwören, La Blancherie heimlich den Wink geben, seine Besuche zunächst nicht zu häufig zu wiederholen. Leider richtete Maries alte Magd die Botschaft so ungeschickt aus, dass der Liebhaber die wohlgemeinte Warnung als ein Verbot, als eine Kränkung ansehen musste.

Marie war über das Missverständnis in den Tod betrübt und zunächst in ratloser Verzweiflung.[1]) Bald aber verfiel sie auf einen rettenden Gedanken, der die Ungeschicklichkeit der Dienstmagd wieder gut machen sollte. Allerdings war es für eine junge Dame ein sehr gewagtes Mittel, zu dem sie in blinder Leidenschaft ihre Zuflucht nahm. Sie richtete, natürlich ohne Wissen des Vaters, an den gekränkten Geliebten einen Brief, der weit entfernt ihm den Laufpass zu geben, ihn vielmehr ihrer innigen Neigung versichern und zu standhaftem Ausharren und wohl auch zur Fortsetzung der Besuche ermutigen sollte. Sophie machte die Vermittlerin.[2])

Dieser Brief, dem Frau Roland nachträglich eine ganz verkehrte Deutung in der Lebensbeschreibung giebt, ist uns leider nicht überliefert. Dass er aber geradezu den entgegengesetzten Sinn wie in der Biographie gehabt hat, sagt uns der frohlockende Ausruf, den Marie an die Freundin richtete, als sie von ihr erfahren hat, dass das Schreiben an La Blancheries Adresse befördert worden ist: „La Blancherie weiss, dass er mich interessiert, er sieht, dass ich ihn liebe; ich selbst teile ihm dies mit . . . Ich weiss sehr gut, wie ich mich dadurch binde; ich hab' es gesehen, bevor ich's that und die Bedingungen auf mich

---

1) Dauban I, 306 ff.
2) A. a. O. S. 335 f.

genommen: so bin ich also gebunden, Sophie, für immer gebunden! La Blancherie liebte mich seit langer Zeit; er weiss nun, dass ich seine Liebe erwidere: wenn ich nicht ihm gehören kann, darf ich niemandem gehören . . . In der Stille werden wir uns treu bleiben und schweigend uns bemühen, einander zu verdienen.“ [1])

Wir haben hier also statt der angeblichen Absage eine glühende Liebeserklärung Maries an La Blancherie, statt des vermeintlichen Eingehens auf die Absichten des Vaters den entschiedensten Ungehorsam. Marie hat keinen Augenblick daran gedacht, den Liebhaber zu verabschieden, sondern auf Mittel gesonnen, die ihn in seinen Hoffnungen bestärken und ihr näherbringen sollten. Ja, sie hat sich von ihrer Leidenschaft so weit hinreissen lassen, ihn ausdrücklich ihrer Hingebung zu versichern. Diese Vorgänge hat Frau Roland in der Selbstbiographie bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die eigentliche Kausalkette hat sie vollständig zerrissen, indem sie wichtige Glieder einzuschalten vergass und andere in eine falsche Verbindung brachte oder umdeutete. Ihre lebhafte Fantasie hat eben aus den Trümmern einer un-

---

1) A. a. O. S. 330 ff. Der Brief Nr. 3 S. 335 ff. hat ein falsches Datum und infolge dessen eine falsche Stellung in der Korrespondenz erhalten; statt 14. Januar 1776 muss es 4. Januar 1776 heissen. Der Irrtum ist so augenfällig und so leicht zu berichtigen, dass es keines Beweises bedarf.

vollkommenen Erinnerung ein neues Gebäude aufgeführt, dessen Formen einen eigenen Charakter zeigen und nur flüchtig dem angeblichen Vorbild, der Wirklichkeit, gleichen.

II.

Die Selbstbiographie weiss von der Fortdauer der Neigung Maries zu La Blancherie nichts zu berichten; denn mit dem vermeintlichen Absageschreiben hatten ihre Beziehungen zu dem jungen Edelmann zunächst einen Abschluss erhalten. Dagegen zeigen uns die Briefe, die Marie in den ersten sechs Monaten des Jahres 1776 an Sophie Cannet richtete, wie sie mit rührendem Eifer an der Hoffnung festhält, La Blancherie werde ihr treu bleiben.[1]) Sie betrachtet sich daher als seine heimliche Braut und weist aus Rücksicht auf den Geliebten von vornherein jeden Heiratsantrag zurück. Da kam der Tag, an dem mit einem Mal der Schleier zerriss, den ihre liebevolle Einbildungskraft gewoben hatte: sie lernte den wirklichen La Blancherie kennen, einen Glücksritter von gemeinstem Schlage, dessen ganzen Sinnen und Trachten auf eine vorteilhafte Geldheirat gerichtet war.

---

1) Dauban I, 337: „Tant que de La Blancherie me verra libre, ses vues sur moi ne changeront pas . . . . Me livrer à un autre serait donc trahir un espoir que j'aurais donné moi-même.“ Vgl. auch S. 341, 345, 346, 362 ff., 369 f., 372, 375, 386.

Die Scene, die zur Entlarvung La Blancheries führte, hat uns Frau Roland sehr anschaulich und lebendig geschildert,[1]) lebendiger als der Freundin, der sie, noch niedergedrückt von der peinlichen Entdeckung, zunächst einen farblosen und abgeschwächten Bericht gab, den sie nach und nach ergänzte.[2]) Sie mochte zuerst weder sich selbst noch Sophie eingestehen, wie arg sie sich in La Blancherie getäuscht hatte, dass sie

---

1) Mémoires S. 161: „J'allais souvent au Luxembourg avec les amies et mademoiselle d'Hangard; j'y rencontrai la Blancherie: il me saluait respectueusement, et je rendais le salut avec quelque émotion. „Tu connais donc ce monsieur? me dit un jour mademoiselle d'Hangard, qui avait d'abord pris son salut pour elle." — „Oui, et toi-même?"— „Oh! certainement; mais je ne lui ai jamais parlé. Je vois mesdemoiselles Bordenave, dont il a demandé la cadette en mariage." „Y a-t-il longtemps?" — „Un an, six mois, dix-huit peut-être; il avait trouvé moyen de s'introduire dans la maison; il y allait de temps en temps, définitivement il a fait sa déclaration: ces demoiselles sont riches, la cadette est jolie; lui n'a pas le sou, et il cherche une héritière; car il a fait semblable demande d'une autre personne de leur connaissance, à ce qu'elles ont appris: on l'a éconduit; nous l'appelons l'amoureux des onze mille vierges. D'où le connais-tu?" — „De l'avoir vu souvent au concert de madame l'Épine." Et je me mordis les lèvres en gardant le reste, bien piquée d'avoir cru que j'étais aimée d'un homme qui sans doute n'avait demandé ma main que parce que j'étais fille unique; piquée bien plus encore de lui avoir fait une belle lettre qu'il ne méritait point."

2) Dauban I, 394 ff. Vgl. auch I, 400, 421, 429; II, 25.

doch lediglich ihrer leichtgläubigen Eitelkeit und Unerfahrenheit zum Opfer gefallen war.

Frau Roland schliesst in der Biographie die Akten über den Fall La Blancherie mit einem wirkungsvollen Auftritt: sie erzählt uns mit sichtlicher Genugthuung, wie sie sich an dem treulosen Liebhaber nach einiger Zeit habe rächen können.[1]) Über diesen Vorfall hat Marie auch der Freundin Sophie sofort einen ganz eingehenden Bericht erstattet.[2]) Beide Erzählungen weichen in wesentlichen Punkten so stark von einander ab, dass ein kritischer Vergleich sich lohnen wird.

Folgen wir zunächst der Schilderung die uns Frau Roland in der Selbstbiographie giebt. Einige Monate, erzählt sie hier, waren seit La Blancheries Entlarvung verflossen, da liess er Marie insgeheim um eine Unterredung bitten. Sie gewährte seinen Wunsch sofort. La Blancherie kam und suchte sie nach einigen schönen Redensarten über ihren „lieben und grausamen“ Brief zur Mitarbeit an einem litterarischen Unternehmen zu bewegen. Marie lehnte jedoch kühl und entschieden jede Beteiligung daran ab: „que j'admirais ses projets littéraires, sans vouloir y prendre part d'aucune manière, non plus qu'à ceux de personne; que je me bornais à de vœux pour les succès de tous

1) Mémoires S. 161 ff.

2) Dauban I, 473 ff. Marie an Sophie d. 20./21. Dezember 1776.

les auteurs du monde, ainsi que pour les siens, dans tous les genres; que c'était pour le lui dire que j'avais consenti à le recevoir, afin qu'il se dispensât de toute tentative semblable par la suite; d'après quoi je le priais de terminer là sa visite.“ Als La Blancherie wegen dieser rauhen Abfertigung sich überrascht und erregt zeigte, gab ihm Marie den Schlüssel des Rätsels, „en disant à la Blancherie que j'ignorais si mes demoiselles Bordenave et d'autres, auxquelles il s'était adressé à peu près dans le même temps, s'étaient exprimées à son égard avec une égale franchise, mais que la mienne était sans bornes, et que les résolutions qu'elle peignait n'admettaient point d'explication.“ Und nachdem sie ihm gründlich den Text gelesen, wies sie ihm die Thür: „Je me levai au même instant; je fis la révérence et ce geste de la main qui indique la porte à ceux qu'on veut voir partir .... La Blancherie fila sa retraite en silence.“

Leider hat La Blancherie diese derbe wohlverdiente Lektion nicht empfangen. Die Scene, die wir in der Selbstbiographie vor uns haben, ist in allen wesentlichen Punkten eine Hervorbringung von Frau Rolands Einbildungskraft: Gewiss, so hätte sie als entschlossene reife Frau einen moralischen Lump wie La Blancherie gezüchtigt; das unerfahrene junge Mädchen aber urteilte weder so sicher, noch war sie zu einer so entschiedenen Handlungs-

weise überhaupt imstande. Auch hatte sie — und das hat Frau Roland ganz vergessen — gewisse Rücksichten zu nehmen. Welcher Art diese Rücksichten waren, geht aus ihrem Bericht an Sophie, dessen hauptsächlichen Inhalt wir im folgenden wiedergeben, deutlich hervor.

Als La Blancherie um die Unterredung unter vier Augen bitten liess, war es Marie gar nicht recht, ihn im geheimen bei sich empfangen zu müssen. Sie war um ihren Ruf besorgt und überlegte lange, kam aber dann zu dem Schluss, dass sie die Bitte La Blancheries nicht abschlagen könne. Und warum nicht? „Je ne puis lui refuser cet entretien, après la lettre qu'il a reçue dans le temps. Il faut donc!“ gesteht sie Sophie. Gemeint ist mit dem Brief natürlich jener Liebesbrief, den sie durch Vermittlung der Freundin La Blancherie gesandt hatte. Jetzt empfand sie über diesen unbesonnenen Streich Reue und starke Beunruhigung. Sie wusste, dass sie ihre geheimsten Empfindungen einem Unwürdigen anvertraut hatte. Musste sie nicht fürchten, dass er dieses Vertrauenszeichen vielleicht missbrauchen, sich darauf berufen und sie vor aller Welt blossstellen könnte? Als Marie La Blancheries Besuch annahm, dachte sie daher an nichts weniger als sich an ihm zu rächen. Sie war vielmehr in ängstlicher und gedrückter Stimmung: „Ah? mon amie, où es-tu? que me veut-il? que vais-je lui dire? Je vais avec ma bonhomie ordinaire lui

raconter tout le mal que j'ai pensé de lui; il se justifiera, demandera peut-être ... que sais-je? ... rien que d'honnête; ce n'est pas cela qui m'inquiète. Mais il a sans doute des projets: il vient chercher mon approbation ... que faire? ... ma foi, je n'en sais rien. J'ai tant de choses dans la tête, que je ne puis te rien dire".

Man sieht aus diesen Zeilen, die Marie vor der Unterredung an Sophie richtete, wie sie in ratloser Unschlüssigkeit und fieberhafter Spannung La Blancheries Eröffnungen erwartete. Und unter diesem Zeichen verlief auch der gefürchtete Besuch. Marie war weit entfernt davon, den früheren Liebhaber ironisch oder unhöflich zu behandeln. Sie hütete sich, ihn für sein schnödes Verhalten zu bestrafen und ihm die Thür zu weisen. Die Unterredung zwischen beiden dauerte nach Maries eigener Angabe über vier Stunden, von 4 Uhr bis 8 Uhr nachmittags. Schon aus dieser langen Zeitspanne kann man ersehen, wie geduldig Marie La Blancherie anhörte. Nach der Schilderung der Selbstbiographie dagegen hätte die junge Dame nach wenigen Minuten dem Besuch ein Ende gemacht. In Wirklichkeit aber hat sich die Unterredung nirgends dramatisch zugespitzt, sondern ist im breiten ruhigen Plauderton verlaufen. „Nous avons philosophé à force", erzählt Marie ihrer Freundin.

Was wollte aber La Blancherie von Marie? Von einem litterarischen Unternehmen, an dem

sie hätte teilnehmen sollen, ist mit keiner Silbe die Rede gewesen. Die Angaben, die Frau Roland in der Selbstbiographie darüber macht, beruhen auf einem Irrtum. La Blancherie begründete seinen Besuch in sehr einfacher Weise: er berief sich auf Maries Brief, auf die Teilnahme, die sie an seinem Schicksal genommen und voraussichtlich noch nehmen würde, und spielte sich als den begünstigten Liebhaber auf. Sein langes Schweigen auf ihre schmeichelhafte Huldigung wusste er zu entschuldigen; geduldig musste Marie eine lange Geschichte anhören von allerlei Unglücksfällen und Schicksalsschlägen, die ihn bisher so stark in Anspruch genommen hätten, dass er für Marie keine Musse erübrigen konnte. Jetzt hoffe er, von ihr nach soviel Leiden getröstet und aufgerichtet zu werden.

Und wie nahm Marie seine vertrauliche Annäherung auf? Sie sah sich in die peinlichste Lage versetzt: von der Notwendigkeit, sich von dem zudringlichen Liebhaber zu befreien, war sie durchdrungen; da er aber in ihrem Brief eine gefährliche Waffe in der Hand hatte, musste sie ihren Rückzug sehr schonend und behutsam bewerkstelligen. Auf keinen Fall gedachte sie ihn zu verletzen oder auch nur zu beschämen. Sie leitete die Sache daher sehr fein und vorsichtig ein. Schon beim Beginn der Unterredung hatte sie La Blancherie angedeutet, dass sie die Absendung des verhängnisvollen Briefes als einen unbeson-

nenen Streich bedauere: „Dans des moments moins réfléchis, vous avez reçu une lettre que la vivacité me fit écrire ....: elle exprime des sentiments que j'éprouvais; je n'aurai jamais à rougir de ceux que mon cœur a conçus, et leur aveu ne saurait m'humilier. On peut avoir à pleurer des erreurs, mais se tromper n'est pas un crime.“ Als La Blancherie verwundert fragte, was sie, indem sie von Enttäuschungen spreche, damit sagen wolle und dringend um nähere Aufklärung bat, war Marie redlich bemüht, ihn möglichst zartfühlend und ohne irgend welchen ironischen Beigeschmack von den bösen Gerüchten in Kenntnis zu setzen, die über seine gleichzeitigen Werbungen umliefen. Sie machte ihm zwar freundschaftliche Vorwürfe, suchte ihm aber jedes beschämende Gefühl zu ersparen, indem sie sich so stellte, als ob sie seiner Beteurung, man habe ihn verleumdet, vollen Glauben schenke.

Im Verlaufe des weiteren Gesprächs, das sich dann anderen Gegenständen zuwandte, scheint sie ihm — wenigstens versichert sie das Sophie — durch die Blume angedeutet zu haben, dass er nicht mehr auf ihre Neigung zu rechnen habe. Diesen Wink verstand jedoch La Blancherie nicht oder übersah ihn absichtlich. Denn er hatte die Dreistigkeit, Marie zu bitten, ihm weitere Besuche oder zunächst einen Briefwechsel mit ihr zu erlauben. Ein solches Ansinnen wies sie aber standhaft zurück: „J'ai tout éloigné; je n'ai donné les

mains à rien. Il (La Blancherie) en était, malgré moi, à chercher les comment“, berichtet Marie der Freundin, „qui auraient pu s'accommoder avec la plus grande honnêteté, sans donner prise au soupçon ..., lorsque, sans l'écouter beaucoup, j'ai entendu arriver quelqu'un. C'était M. Trude; je l'ai fait entrer par un côté, tandisque, d'un signe, j'ai renvoyé La Blancherie par l'autre“.

So befreite nicht ihre Initiative Marie von dem lästigen Besucher, sondern die unvermutete Ankunft ihres Verwandten gab ihr willkommenen Anlass, die Unterredung, die ja geheim sein sollte, mit guter Art, ohne La Blancherie zu kränken, abzubrechen. Niemand war darüber froher als Marie; denn sie hatte ihre Absicht erreicht: ihre Beziehungen zu La Blancherie waren nun nach dieser freundschaftlichen, aber bedeutenden Unterhaltung endgiltig gelöst. Ihr höfliches und bestimmtes Betragen hatte dem aufdringlichen Bewerber (oder Verführer?) jede Aussicht auf Erfolg benommen. Er sah, dass er von der Beute, die er schon in seinen Händen zu halten wähnte, lassen müsse. Wes Geistes Kind La Blancherie gewesen und welchen Gefahren sie entronnen war, kam Marie erst später zu Bewusstsein.[1])

Der Vergleich zwischen der Selbstbiographie und der Korrespondenz hat zu einem sehr merkwürdigen Ergebnis geführt: Von der Erzählung,

1) S. Dauban II, 76.

die Frau Roland von einem angeblichen Strafgericht über den treulosen La Blancherie giebt, hat auch nicht eine Zeile unserer Kritik standgehalten. Sowohl im allgemeinen Charakter wie in den einzelnen Angaben ist die wirkungsvolle Scene von dem Selbstbiographen erfunden. Suchten wir nach einem schlagenden Beispiel, um die Bedeutung und Art des romanhaften Elementes in der modernen Selbstbiographie recht sinnfällig zu veranschaulichen, so wüssten wir kein geeigneteres zu nennen.

Drittes Kapitel.

Marie Phlipon und Roland.

I.

Wir möchten schliesslich die Vorgeschichte von Frau Rolands Heirat einer näheren Prüfung unterwerfen. Wie lohnend eine Kritik gerade dieses Abschnittes der Selbstbiographie ist, lässt ein Blick in den jüngst veröffentlichten Briefwechsel von Marie Phlipon und Roland erkennen. [1])

In ihrer Lebensbeschreibung stellt es Frau Roland recht geflissentlich so hin, als habe sie ihren Gatten nicht eigentlich aus Neigung, sondern mehr aus vernünftiger Erwägung geheiratet: „Sa (Rolands) gravité“, erzählt sie dort, „ses

1) Join-Lambert hat diese Briefe unter den Titel: „Le mariage de Mme. Roland“ bei Plon (Paris 1896) erscheinen lassen. Vgl. auch die ausführliche Besprechung von Cl. Perroud in der Révolution française Bd. 30 (1896) S. 367 ff. Mit Recht wird hier die mangelhafte chronologische Ordnung des Briefwechsels gerügt. Die irrtümlichen Daten hat Perroud in der Table générale, die er dem ersten Band der Briefe der Frau Roland (Paris 1900) vorausgeschickt hat, in dankenswerter Weise berichtigt.

mœurs, ses habitudes, toutes consacrées au travail, me le faisaient considérer pour ainsi dire sans sexe ou comme un philosophe qui n'existait que par la raison". [1]) Rolands Gesichtszüge seien ihr „mehr ehrwürdig als verführerisch" vorgekommen, und später habe sie den Gatten „wie eine liebevolle Tochter einen tugendhaften Vater verehrt."

Diese nüchterne Schilderung entspricht der Stimmung, die Frau Roland im Jahre 1793 an der Seite des früh gealterten Gatten hegte. Aber vor vierzehn, fünfzehn Jahren, als Roland noch im blühenden Mannesalter stand, da hatte Marie Phlipons Herz für den „Philosophen, der nur von der Vernunft lebte", recht heftig geschlagen, da atmeten ihre Briefe an ihn in glühender Leidenschaft: „Je ne puis plus être heureux que par toi. J'ai senti de loin ton empire, je le redoutais, je voulus l'éviter; ton ascendant l'emporte ... Les impressions que tu m'as faites me paraissent plus vives et plus profondes qu'aucunes de celles que j'aie précédemment reçues; si elles eussent été les premières de toutes, je me serais moins raidie contre elles. Jamais je n'avais laissé voir aussi sensiblement que je te l'ai montré la tendresse que je pouvais ressentir." [2])

---

1) Mémoires S. 169, vgl. auch S. 158, 163, 172f.

2) Join-Lambert S. 51.

Diese Probe aus Maries Liebesbriefen vom Jahre 1779 mag uns hier genügen. Ohne Mühe liessen sich die Belege dafür häufen, dass sie damals in aufrichtiger warmer Neigung an Roland hing. Wie kommt es, dass Frau Roland sich im Kerker jener lebhaften Gefühle gar nicht mehr entsinnen, dass sie, wo ehedem ein loderndes Feuer gebrannt hatte, nur graue Asche entdecken mochte?

Einer glücklichen Fügung danken wir die Erhaltung einiger kostbaren Dokumente, die uns darüber befriedigenden Aufschluss verschaffen. Es sind vier Briefe, die Frau Roland im Juni und Juli 1793 aus dem Gefängnis an den Girondisten Buzot gerichtet hat. Sie bestätigen, was Sainte-Beuve schon aus den Anspielungen, die sich an verschiedenen Stellen der Selbstbiographie finden, geschlossen hatte, dass nämlich Frau Rolands Herz von einer unglücklichen Leidenschaft im Kerker zerrissen wurde. Den Namen des Geliebten hat uns erst die zufällige Entdeckung jener vier Briefe kundgegeben: es war Buzot, der politische Mitarbeiter und Parteigenosse Rolands, für den die Frau des Ministers eine tiefe Neigung gefasst hatte. Ihre Liebe wurde erwidert. Aber auch Buzot war verheiratet, und beide waren zu charaktervoll, um ihre Pflicht zu vergessen und der Leidenschaft ein sträfliches Zugeständnis zu machen. Da sie einander nicht angehören konnten, ohne schwere Schuld auf

sich zu laden, so entsagten sie in sittlicher Selbstbeherrschung der Erfüllung ihrer Wünsche.

Unter welchen schweren Seelenkämpfen Frau Roland dieses Opfer brachte, ersehen wir aus den Briefen, die sie an Buzot richtete. Vor allem aber verraten uns die vertraulichen Geständnisse, die sie dem Freunde macht, dass sie eine tiefe unüberwindliche Abneigung gegen Roland gefasst und, um nicht länger an seiner Seite leben zu müssen, sich beinahe freiwillig ihren politischen Gegnern ausgeliefert hatte. Denn lieber hatte sie im Kerker schmachten und den Tod erleiden, als mit dem eifersüchtigen, grämlichen Gatten eine lange politische Verbannung teilen wollen. In diesem Sinne schreibt sie an Buzot: „Si je dois mourir ... eh bien! je connais de la vie ce qu'elle a de meilleur, et sa durée ne m'obligerait peut-être qu'à de nouveaux sacrifices. L'instant où je me suis le plus glorifiée d'exister, où j'ai senti plus vivement cette exaltation d'âme qui brave tous les dangers et s'applaudit de les courir, est celui où je suis entrée dans la Bastille que les bourreaux m'avaient choisie. Je ne dirai pas que j'ai été au devant d'eux, mais il est très-vrai que je ne les ai pas fuis. Je n'ai pas voulu calculer, si leur fureur s'étendrait jusqu'à moi; j'ai cru que, si elle s'y portait elle me donnerait occasion de servir X. (d. i. Roland) par mes témoignages, ma constance et ma fermeté. Je trouvais

délicieux de réunir les moyens de lui être utile à une manière qui me laissait plus à toi. J'aimerais à lui sacrifier ma vie pour acquérir le droit de donner à toi seul mon dernier soupir.“ [1])

Jeden Befreiungsversuch von seiten ihrer Freunde weist sie mit Entschiedenheit zurück. Müsste sie doch im Fall des Gelingens sich Fesseln anlegen lassen, die ihr viel drückender erscheinen als diejenigen, welche sie im Gefängnis trägt. Nein, sie fühlt sich in ihrem Kerker freier und wohler als irgend wo anders. Ja, sie preist ihren gegenwärtigen Zustand als eine besondere Gunst des Himmels, auf die sie nicht zu hoffen gewagt hätte: „Comme je chéris les fers où il m'est libre de t'aimer sans partage et de m'occuper de toi sans cesse!“, ruft sie Buzot zu. „Je ne veux point pénétrer les desseins du ciel, je ne me permettrai pas de former de coupables vœux, mais je le remercie d'avoir substitué mes chaînes présentes à celles que je portais auparavant, et ce changement me paraît un commencement de faveur: s'il ne doit pas m'accorder davantage, qu'il me conserve cette situation jusqu'à mon entière

---

1) Die Briefe von Frau Roland an Buzot hat C. A. Dauban seiner „Étude sur Mme. Roland et son temps“ (Paris 1864) als Anhang beigefügt. Die oben angeführte Stelle steht im zweiten Brief S. 28 f.; vgl. auch S. 20 f.

délivrance d'un monde livré à l'injustice et au malheur". [1])

Weder in den politischen Memoiren noch in der Selbstbiographie weist Frau Roland auf den unheilbaren Bruch hin, der in dem Verhältnis zu ihrem Gatten infolge ihrer Neigung zu Buzot eingetreten war. Nur in der Lebensbeschreibung lassen einige ihrer Andeutungen ahnen, dass ihre Ehe keine glückliche war. [2]) Sonst verhüllt sie ihre wahre Gesinnung und spricht mit grosser Hochachtung und Anerkennung von dem Charakter ihres Mannes. Denn diese Rücksicht glaubt sie der politischen Rolle schuldig zu sein, die sie an Rolands Seite gespielt hat. Mit lebhaftem Eifer verficht sie daher die Sache des Patrioten und Ministers Roland, während sie sich von ihm als Menschen, als ihrem Gatten innerlich losgesagt hat. Wie sehr sie ihn verachtet, wie sie nur mit bitteren Gefühlen seiner gedenkt, sehen wir aus einigen Briefen, die sie wenige Wochen vor ihrer Hinrichtung an den Freund richtet, dem sie ihren litterarischen Nachlass und die Sorge für ihr Andenken überträgt. Hier beschwert sie sich über Rolands kleinliches, gehässiges Betragen in den letzten Monaten. Seinem Verschulden schreibt sie es zu, wenn Gerüchte über ihre geheime Neigung für Buzot bis in die Öffentlichkeit ge-

1) Dauban, Étude S. 40.
2) Mémoires S. 119, 172 f.

drungen seien. Denn von leidenschaftlicher Eifersucht erfüllt, habe Roland aller Welt davon Mitteilung gemacht. Ja, in blindem Hass gegen den Nebenbuhler, den er um jeden Preis vernichten wollte, sei er so weit gegangen, Buzot in giftigen Pamphleten anzugreifen. Nur mit grösster Mühe habe sie deren Vernichtung in letzter Stunde erwirken können. Nach solchen trüben Erfahrungen sei für sie alles zu Ende und der Tod für sie eine Erlösung: „Quant à moi, Jany, tout est fini. Vous savez la maladie que les Anglais appellent heart-breaken? J'en suis atteinte sans remède et je n'ai nulle envie d'en retarder les effets; la fièvre commence à se développer, j'espère que ce ne sera pas très long. C'est un bien; jamais ma liberté ne me serait rendue; le Ciel m'est témoin que je la consacrerais à mon époux! Mais je ne l'aurais point et je pourrais attendre pis; c'est bien examiné, réfléchi et jugé". [1])

Weiss man von diesem unseligen Zerwürfnis im Hause Roland und seinen Ursachen, so wird man ohne Mühe folgern können, unter welchen Einflüssen Frau Roland den Charakter des früheren Verhältnisses zu ihrem Gatten vollständig verkannt hat. Die Erfahrungen einer langjährigen

1) Révolution française, Bd. 30 (1896) S. 14 f., Artikel von Cl. Perroud, Jany, le dernier correspondant de Mme. Roland.

nicht glücklichen Ehe und der heftige Konflikt mit Roland während der letzten Monate, sowie die verzehrende Leidenschaft, die das Herz der reifen Frau bemeistert hatte, all' diese Momente machen es für uns verständlich, dass die Schilderung, die sie in der Selbstbiographie von der Vorgeschichte ihrer Heirat giebt, zu Ungunsten ihres Gemahls ausfiel. Hätte sie aber im Jahre 1793 vorurteilslos wie ein Geschichtschreiber auf Grund ihrer Korrespondenz die fünf Lebensjahre, die vor ihrer Heirat liegen, beschrieben, so würde sie Roland zum Helden dieses Abschnitts gemacht haben. Denn eben eine Persönlichkeit, wie Roland war, entsprach durchaus dem Idealbild, das sie sich als junges Mädchen von dem zukünftigen Gatten entworfen und dessen Züge sie den Freundinnen in Amiens oft genug brieflich geschildert hatte.

Die Männer, die sie in dem kleinbürgerlichen Lebenskreise der Eltern kennen gelernt hatte, waren ihr roh und ungebildet vorgekommen; in ihrem ausgeprägten Bildungsstolz hatte sie mit Verachtung auf die Handwerksmeister und Krämer herabgesehen, die sich um ihre Hand der Reihe nach bemühten. Keiner hatte vor ihren Augen Gnade finden können. Sie huldigte einer stark intellektuellen Richtung und strebte in eine höhere soziale Schicht hinauf. Als Lebensgefährten wünschte sie sich daher einen hochgebildeten, feinfühligen Mann in ansehnlicher Stellung, einen

„echten Philosophen“. Sie bevorzugte namentlich ausgereifte Männer, die die erste Jugend schon hinter sich hatten. „Je ne trouve mes idées et mes goûts que dans ceux qui, ayant déjà un certain âge, ont rectifié toutes les erreurs de la jeunesse“, schreibt sie einmal an Sophie.[1])

So war denn Roland, der in der Mitte der Vierzig stand und fast um zwanzig Jahr älter war als Marie, mit seinen soliden Kenntnissen, seiner ausgebreiteten Bildung und seinen litterarischen Neigungen gerade der Mann, nach dem sie lange vergeblich ausgeschaut hatte. Mit welch freudigem Stolz sie seine Annäherung im Frühling 1779 begrüsst, wie sie damals mit sorgender Hand jedes Hindernis, das ihrer Neigung entgegenstand, aus dem Wege geräumt hatte, das alles ist dem Gedächtnis der Frau Roland im Jahre 1793 so gut wie entschwunden. Während sie an der Selbstbiographie schreibt, steht sie vollkommen im Banne der neuen Neigung, vor deren leuchtendem Glanz das Bild der Vergangenheit verblasst. Und wie sollte sie, die den Schreckensmännern insgeheim für ihre Gefangensetzung dankbar ist, weil sie im Kerker, ungestört von den eifersüchtigen Blicken des unglücklichen Gatten, ihren Liebesgedanken nachhängen darf, sich noch gern an die Tage erinnern, wo sie sich mit Roland verband! Als die selbst-

---

1) Dauban II, 133.

biographische Unternehmung ihr diese undankbare Aufgabe aufzwingt, ist sie ausser stande, die früheren Ereignisse auch nur im flüchtigen Schattenriss hervorzuzaubern. Sie vermag von ihrem Bund mit Roland, den sie wie eine drückende Fessel, die sie abstreifen möchte, verabscheut, nur einen durchaus befangenen Bericht zu geben. Und wie sie uns von dem allgemeinen Charakter ihres Verhältnisses zu Roland ein falsches Bild gegeben, hat sie infolge dessen auch von der aufregenden Krisis, die das kaum abgeschlossene Verlöbnis fast zersprengt hätte, eine in vielen wichtigen Punkten unzutreffende Schilderung entworfen, die wir im Folgenden einer eingehenderen Prüfung unterziehen möchten.

II.

Frau Roland erzählt in der Selbstbiographie, wie ihr späterer Gatte im Frühjahr 1779 während eines längeren Aufenthalts in Paris sie häufig besuchte, wie ihre Beziehungen von Tag zu Tag inniger wurden, bis Roland ein förmliches Liebesgeständnis ablegte. Marie Phlipon ging auf diese Werbung nicht sofort ein. So sehr sie sich durch Rolands Antrag geehrt fühlte und so gern sie ihn angenommen hätte, hielt sie es doch zunächst für ihre Pflicht, Roland von einer Verbindung mit ihr abzuraten. Denn sie befürchtete, dass ihn seine Wahl später gereuen möchte wegen der traurigen Verhältnisse, die in ihrem Elternhause

herrschten. Mit der ihr eigenen Offenherzigkeit schilderte Marie daher dem Freunde, wie ihr Vater seit dem Tode der Mutter einen liederlichen Wandel führe, wie er darüber sein Geschäft vernachlässige, sein Vermögen verschleudere und durch seinen Leichtsinn das Glück und den guten Ruf der Familie gefährde. Sie sei zu stolz, schloss sie, um sich dem Unwillen von Rolands Familie auszusetzen, die über sein Verlöbnis nicht erfreut sein möchte. Erst als Roland ungeachtet dieser Enthüllung auf seinem Vorhaben bestand, ging sie auf seine Bewerbungen ein.[1])

Bis zu diesem Punkte stimmen unsere Quellen im wesentlichen überein. Der Briefwechsel bestätigt uns, dass Marie in der That erst nach einigem Widerstreben Rolands Anträgen Gehör geschenkt hat.[2]) Nur hätte Frau Roland hinzufügen sollen, dass sie die Liebe des Freundes erwiderte, worüber sie ihn nicht in Zweifel liess, und als sie anfänglich die Werbung ablehnte, in der bestimmten und wohl begründeten Hoffnung lebte, Roland würde auch dieses Hindernis überwinden und seinen Antrag wiederholen.[3]) Ihre

1) Mémoires S. 169 f.

2) Join-Lambert 49 f., 55 f., 66, 95, 114, 219, 222, 297.

3) A. a. O. S. 55 f. Marie Phlipon schreibt am 7. Mai 1779 an Roland zur Erklärung ihres früheren Verhaltens: „La proposition que dicta ta tendresse me fit essuyer les plus terribles révolutions; elle prévenait des vœux que je me défendrais de former; mais je souffrais de

spätere Behauptung, sie habe ihm kühl und sachlich wie ein unbeteiligter Dritter den guten Rat gegeben, auf ihre Hand zu verzichten, enthält eine starke Übertreibung. Hätte Marie wirklich dem gehofften Glücke entsagen wollen — und wer wird solchen unnatürlichen Opfermut erwarten? — so würde sie jede Beziehung zu dem Freiersmann abgebrochen und auch auf die etwas zweideutige Rolle der Freundin verzichtet haben. Da sie das nicht that, trat ein, was vorauszusehen war: Roland, der sich bereits an die Rolle des Geliebten gewöhnt hatte, wurde bei den traulichen Zusammenkünften, die eifrig fortgesetzt wurden, schliesslich allzu zärtlich, so dass sich Marie seine Übergriffe mit ernster Miene verbitten musste. Nach einem erregten Briefwechsel sah Roland sich genötigt, um Entschuldigung zu bitten; er verwahrte sich energisch gegen den Vorwurf, ein gemeiner Ver-

---

n'avoir à fournir dans mes alentours que des désagréments ou des défauts de convenances .... Tu m'as fait gémir et frissonner; frappée de terreur, ébranlée, je continuai cependant de résister, en te disant en moi-même avec un transport qui tenait de la fureur: „Sens toute la force des obstacles que les préjugés, la raison, mon amour et ma fierté réunis peuvent opposer à tes souhaits qui ne sont pas plus ardents que les miens!“ Je serai la victime de mon devoir ou le prix de ton courage, si l'énergie suprême d'un sentiment exquis m'oblige à te céder. Tu ne m'as pas permis de demeurer longtemps dans cette situation violente; ta tristesse et ton abattement m'atterrent; je suis à toi, je me rends.“

führer zu sein und erneuerte zur Bekräftigung dieser Beteuerung seinen früheren Antrag, der diesmal von Marie ohne Zögern angenommen wurde. [1])

So gewinnt der stolze edelmütige Verzicht, von dem uns Frau Roland in der Selbstbiographie berichtet, in der scharfen Beleuchtung des Briefwechsels ein sehr verändertes Aussehen: Maries Sträuben bedeutet in Wirklichkeit kein Entsagen; ihre Zurückhaltung war eher ein Akt vorausschauender Klugheit und eines sicheren weiblichen Instinktes. Indem sie dem Anschein nach verzichtete, rechnete sie insgeheim darauf, dass Rolands Neigung, die nach den traurigen Eröffnungen über Phlipons Lebenswandel etwas gedämpft schien, sich bei ihren freundschaftlichen Zusammenkünften aufs neue entzünden und schliesslich das letzte Hindernis überwinden würde.

III.

Als Roland seinen Antrag wiederholt hatte, wiegte Marie sich in der freundlichen Hoffnung, dass nunmehr alle Fährlichkeiten überstanden und ihr Lebensschifflein in kurzem in dem sichern Hafen der Ehe geborgen sein würde. Sie ahnte nicht, dass sie vor dem Einlaufen noch einen heftigen Sturm zu bestehen haben würde. Von der schweren Krisis, die noch einmal für sie alles in Frage stellte und bis in den ersten Monat

1) Join-Lambert S. 24—50.

des folgenden Jahres (1780) andauerte, hat Frau Roland, wie schon oben bemerkt wurde, eine in vieler Beziehung lückenhafte und unrichtige Darstellung in der Selbstbiographie gegeben.

Zunächst hat sie vergessen, dass Roland Paris schon verlassen hatte, als er seinen Antrag wiederholte. Er war seit einigen Wochen in Amiens[1]) und daher gezwungen, sich schriftlich mit Marie zu einigen. Nach der in der Selbstbiographie niedergelegten Schilderung dagegen hätte man anzunehmen, dass Roland seinen Antrag mündlich wiederholt und danach noch längere Zeit in Paris geweilt hätte. Denn da erzählt Frau Roland: „Je consentis à ce qu'il (Roland) fît auprès de mon père les démarches nécessaires; mais préférant de s'exprimer par écrit, il fut résolu qu'il ne s'ouvrirait que par lettres, lorsqu'il serait retourné à sa résidence (Amiens); et nous passâmes le reste du temps de son voyage d'alors à Paris, à nous voir tous les jours."

Schon dieser chronologische Fehler ist nicht unerheblich. Spurlos ist aber aus Frau Rolands

---

1) Vermutlich seit dem 20. April. Am 14. April 1779 meldete Marie Phlipon Sophie Cannet aus Vincennes: „J'ai laissé à Paris M. Roland; je crois que je ne l'y retrouverai plus: c'est ton tour à le voir." Dauban II, 381. Sie hat trotzdem Roland wahrscheinlich noch einmal bei ihrer Rückkehr nach Paris am 19. April gesehen; s. Dauban II, 385.

Gedächtnis die Rolle entschwunden, zu der der Bräutigam mit ihrem Einverständnis den Vater Phlipon in der Verlobungsangelegenheit verurteilte. Als Roland Maries Jawort erhalten hatte, bedang er sich aus, dass die Braut unverbrüchliches Schweigen über die Verlobung beobachte, sowohl den Freundinnen Sophie und Henriette Cannet als ihrem Vater gegenüber.[1])

Warum erlegte ihr Roland diese drückende Verpflichtung auf? Er fürchtete wohl, dass seine Heirat mit der Tochter eines kleinen Pariser Handwerksmeisters, dessen Leumund nicht der beste war, in Amiens von bösen Zungen weidlich durchgehechelt werden würde. Namentlich von den Freundinnen Maries, den Fräulein Cannet versah

1) Join-Lambert S. 62, Roland an Marie d. 10. Mai 1779: „Mais surtout je voudrais de ta part le secret le plus inviolable et qu'aucun genre d'amitié ne pût le partager. Me le promets-tu? dis oui, et je suis tranquille. . . C'est ton amie (Sophie Cannet), benissimo; mais pour rien au monde je ne voudrais que tu lui dévoiles mon secret.“ Vgl. S. 66, wo Marie das Versprechen giebt: „Je garderai ton secret; il me suffirait d'entrevoir que tu le désires, pour m'imposer l'obligation de le taire. Sophie est mon amie, celle à qui je dois le premier développement de ce sentiment d'amitié qui me consola tant de de fois; elle est plus encore: elle est le principe et la cause de notre connaissance. Peut-être m'accusera-t-elle en son cœur d'une espèce de trahison ou du moins d'une dissimulation offensante; mais tu es plus qu'elle et que tout l'univers: je suis tienne et ne veux rien que par toi.“

er sich dessen[1]), zumal da sich Henriette auf ihn lange Jahre ernstliche Hoffnung gemacht hatte und nun enttäuscht werden sollte. Um der kleinstädtischen Klatschsucht möglichst entgegenzuwirken, wollte er die Verlobung bis zur Vermählung streng geheim halten. Selbst seine Eltern sollten vor diesem Termin nichts erfahren, vermutlich weil sie die „Missheirat“ nicht gebilligt hätten.[2]) Dass er aber seiner Braut untersagte, vorläufig ihrem Vater von der Verlobung etwas mitzuteilen, hatte seinen besonderen Grund. Da diese Verheimlichung den Keim zu dem folgenden Konflikt zwischen Roland und Phlipon bildete, möchten wir hier einige Bemerkungen einflechten über die Stellung Rolands zu seinem zukünftigen Schwiegervater.

Roland sah mit sich überhebendem Tugendstolz auf einen haltlosen Charakter wie Phlipon herab; die Verschwendungssucht, die faule, liederliche Lebensweise von Maries Vater waren ihm ein sittlicher Greuel. Als er aus dem Munde

---

1) Join-Lambert S. 72 f., Roland an Marie: „Je te le répète, après te l'avoir dit bien des fois, je n'ai aucune confiance en ces personnes (Cannet); leur ton bavard, dissertant toujours, expliquant, définissant tout, arguant, tranchant, décidant sans cesse, les fait détester de tout le monde; elles sont la fable de la ville, et si j'avais à redouter quelque chose, ce serait leur curiosité et leur langue.“

2) Join-Lambert S. 231.

seiner Braut davon erfuhr, wurde er in dem Entschluss, Marie zu heiraten, wankend gemacht. Er besorgte, dass durch die neuen verwandschaftlichen Bande ein Makel auf ihn fallen, dass Phlipons Leichtsinn schliesslich die Ehre der ganzen Familie schädigen könnte. Seine aufrichtige Neigung überwand schliesslich auch dieses Bedenken. Aber die Furcht, sich durch den Schwiegervater blossgestellt zu sehen, plagte ihn fortwährend.[1]) Ängstlich wünschte er jede Gemeinschaft, jede nähere Berührung mit Phlipon zu vermeiden. Angeblich weil er die Indiskretion ihres Vaters fürchtete[2]), gebot er Marie, über die Verlobung vorläufig zu schweigen; in Wirklichkeit aber geschah das, weil es ihm peinlich und geradezu widerwärtig war, mit einem Manne vom Schlage Phlipons etwas zu thun zu haben. Würde nun Marie, wie ihre Pflicht war, dem Vater von der Verlobung Mitteilung gemacht haben, so hätte Roland Phlipon um die Hand der Tochter bitten und sich als sein Schwiegersohn betrachten müssen. Weil ihm dieser Schritt sehr unangenehm war, schob Roland ihn möglichst

1) A. a. O. S. 93. Am 31. Mai 1779 richtet Roland an Marie folgenden Stossseufzer: „Oh! que tu mettrais mon âme à l'aise, si tu pouvais me garantir que rien dans sa (Phlipon) conduite à venir ne jettera sur nous un vernis désagréable: c'est la seule chose dans le monde que je puisse redouter."

2) A. a. O. S. 92.

hinaus, indem er der Braut unbedingtes Schweigen anempfahl.

Wie unzuverlässig ist in diesem wichtigen Punkt die Erzählung in der Selbstbiographie! „Dèsqu'il (Roland) fut retourné à Amiens", heisst es dort, „il écrivit à mon père pour lui exposer ses vœux et ses desseins." Gerade das Gegenteil geschah! Roland und Marie beobachteten, wie wir oben gesehen haben, über die Verlobung unverbrüchliches Stillschweigen, und zwar bis Ende Juni 1779. Sie würden es noch länger beobachtet haben, wenn Marie sich nicht zur Preisgabe des Geheimnisses gezwungen gesehen hätte, aus folgender Veranlassung.

Seit Anfang des Jahres lebten Vater und Tochter in sehr gespannten Beziehungen. Marie hatte Schritte gethan, um Phlipon zur Herausgabe ihres kleinen mütterlichen Erbteils zu zwingen. Denn sie musste sonst befürchten, dass der gewissenlose Vater auch ihr Vermögen angreifen und verschwenden würde. Über diese Massnahme war Phlipon sehr erbittert und liess die Tochter, wo er nur konnte, seinen Groll spüren[1]). Ja, er drohte ihr schliesslich damit, sie aus dem Hause zu weisen. Um seinen Zorn zu beschwichtigen und es nicht zum äussersten kommen zu lassen, wusste Marie keinen andern Rat, als

---

1) A. a. O. S. 79, 87, 115, 126, 129 f. etc. In der Selbstbiographie verlegt Frau Roland die Vermögensauseinandersetzung irriger Weise in eine frühere Zeit.

die Regelung ihrer Vermögensangelegenheiten mit der bisher verheimlichten Verlobung in Zusammenhang zu bringen und zu entschuldigen. Ohne die Ermächtigung Rolands abzuwarten, gestand sie dem Vater, dass ihre Heirat mit Roland nahe bevorstehe und sie hauptsächlich aus diesem Grunde die Herausgabe des Muttererbes gefordert habe. Ihr Schweigen suchte sie mit dem von dem Bräutigam ausbedungenen Geheimnis zu rechtfertigen.

Phlipon war anfangs über die Mitteilung der Verlobung hocherfreut [1]; nach einiger Zeit aber zeigte er sich mehr und mehr darüber verstimmt, dass man ihn so lange von dem Geheimnis ausgeschlossen hatte. In erklärlichem Misstrauen witterte er die kränkende Geringschätzung heraus, in der Schwiegersohn und Tochter ihn als nicht in Betracht kommenden Teil vernachlässigt hatten. Er beschwerte sich laut darüber, dass Roland nicht bei ihm um die Tochter geworben hatte [2]. Seine Missstimmung wuchs, als Roland auch nach der Eröffnung des Geheimnisses sich keineswegs beeilte, das Versäumte nachzuholen.

Auf der anderen Seite aber war Roland darüber aufgebracht, dass Marie, ohne seinen Bescheid abzuwarten, eigenmächtig das sorgfältig verschwiegene Verlöbnis Phlipon anvertraut

1) A. a. O. S. 142 ff.
2) A. a. O. S. 198 f., 211 f.

hatte[1]). Er liess sie das empfinden. Woche auf Woche verstrich, und Roland machte noch immer keine Anstalten, um den Schwiegervater um die Zustimmung zu der Verlobung mit seiner Tochter zu bitten. Erst etwa acht Wochen nach Maries Mitteilung an Phlipon, richtete er an diesen den Werbebrief, dessen Wortlaut uns nicht überliefert ist. Wir erfahren aber aus verschiedenen Aeusserungen Maries, dass er sehr unfreundlich gehalten war; ihr Vater fühlte sich durch Rolands abweisenden und geringschätzigen Ton schwer gekränkt[2]).

Zu Rolands Entschuldigung mag man anführen, dass er sich sehr gereizt fühlte durch eine Mitteilung Maries, nach der ihr Vater eingehende Auskunft über die Vermögenslage seines zukünftigen Schwiegersohnes zu erhalten wünschte[3]). Dieses Ansinnen wies Roland sowohl in seinen Briefen an Marie wie auch in dem lakonischen und eisigen Werbebrief mit aller Entschiedenheit als unbefugte Einmischung in seine persönlichen Angelegenheiten zurück[4]). Phlipon antwortete darauf mit

1) A. a. O. S. 159.

2) A. a. O. S. 206.

3) Join-Lambert S. 196 f.; vgl. auch S. 75. Der Brief Nr. 38 hat von dem Herausgeber einen falschen Platz erhalten; er ist nicht vom 16. Mai, sondern vom 16. August 1779, was Perroud in seiner Besprechung von Join-Lamberts Publikation (Révolution française Bd. 30, 374) nachgewiesen hat.

4) Join-Lambert S. 209.

einem sehr spitz gehaltenen Schreiben, das mit den Worten begann: „Les discussions d'intérêt ne pourront certainement pas nuire à l'affaire dont est question.“ Er lehnte es ab, sich mit Rolands Heiratsantrag überhaupt zu befassen. Seine Tochter sei mündig und könne über ihre Hand nach eigenem Ermessen verfügen[1]). Damit war der Konflikt zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn zum Ausbruch gekommen.

Wie unrichtig und lückenhaft schildert die Selbstbiographie die Entstehung dieses Konfliktes[2])! Hier bürdet Frau Roland dem Vater alle Schuld auf, während doch Rolands unfreundliches Verhalten Phlipons Unwillen hervorgerufen hatte. In der Ereigniskette fehlen wichtige Glieder wie die Verheimlichung der Verlobung und Phlipons Missstimmung darüber, Rolands geringschätziges Benehmen gegen seinen zukünftigen Schwiegervater, sowie dessen taktloses Forschen nach der Vermögenslage des Schwiegersohnes. Kurz, die bedeutsamen und und treibenden Momente sind in der Darstellung

1) A. a. O. S. 229.

2) Mémoires S. 170: „Dès qu'il (Roland) fut retourné à Amiens, il écrivit à mon père pour lui exposer ses vœux et ses desseins. Mon père trouva la lettre sèche; il n'aimait pas la roideur de M. Roland, ne se souciait guère d'avoir pour gendre un homme austère dont les regards lui paraissaient ceux d'un censeur; il lui répondit avec dureté, impertinence.“

der Selbstbiographie geradezu unterdrückt, so dass wir uns nicht darüber wundern können, wenn wir von den wirklichen Vorgängen ein sehr verblasstes und ungetreues Bild erhalten.

IV.

Wie die Entstehung des Konfliktes, so ist auch sein weiterer Verlauf in der Selbstbiographie durchaus unrichtig wiedergegeben. Frau Roland vermag sich offenbar nicht mehr darauf zu besinnen, wie sie sich in dem Zwist zwischen Vater und Bräutigam verhalten hat. Sie will sofort nach der unhöflichen Antwort Phlipons auf Rolands Werbung diesen gebeten haben, auf ihre Hand zu verzichten und sich aus dem Vaterhause ins Kloster zurückgezogen haben. „Je pris sur-le-champ ma résolution“, heisst es in der Biographie. „J'écrivis à M. Roland que l'événement n'avait que trop justifié mes craintes à l'égard de mon père, que je ne voulais pas lui causer d'autres disgrâces, que je le priais d'abandonner son projet. Je déclarai à mon père ce que sa conduite m'avait mis dans le cas de faire; j'ajoutai qu'après cela il ne serait point étonné que je prisse une situation nouvelle et que je me retirais dans un couvent.“

Dieser gedrängte schlichte Bericht erscheint als die logische Fortsetzung der vorhergehenden Erzählung, und die Biographen von Frau Roland

haben ihn daher als durchaus glaubwürdig anstandslos übernommen. Da nach der Schilderung der Selbstbiographie das junge Mädchen nur zögernd auf Rolands Antrag eingegangen war, da das Verhältnis zu dem Bräutigam einen kühlen, verstandesmässigen Charakter hatte, so erscheint ihr Verhalten in dem Konflikt, namentlich der rasche stolze Verzicht auf Rolands Hand, folgerichtig und begreiflich. Wer aber Maries Briefwechsel mit Roland gelesen und daraus ihre aufrichtige leidenschaftliche Neigung kennen gelernt hat, der wird eben diesen gleichmütigen schnellen Verzicht, den die Lebensbeschreibung behauptet, sofort als psychologisch unwahrscheinlich anzweifeln. Er wird in der Korrespondenz zwischen Marie und Roland weiterblättern und nach den früheren Erfahrungen nicht sonderlich von der Entdeckung überrascht sein, dass Frau Roland auch hier den eigentlichen Sachverhalt auf den Kopf stellt, dass nicht sie, sondern Roland es war, der das Verlöbnis aufhob.

Wir haben schon oben beobachtet, wie wenig Roland von seinem künftigen Schwiegervater entzückt war, wie er von seinem leichtsinnigen Wandel das Schlimmste befürchtete, wie er sich ängstlich vor jeder näheren Beziehung zu ihm scheute. Phlipons unhöfliche Antwort auf seine Werbung bestärkte ihn in seinen schwarzseherischen Ahnungen. „Tout m'est témoin", heisst es in einem Schreiben Rolands an Marie vom

5. September 1779,[1]) „que tu m'es aussi chère que tu me le fus jamais, ... mais ton père, mon amie, ton père; cette idée me dévore: de noirs pressentiments m'agitent et m'accablent. Son caractère, sa conduite seront des reproches vivants de tous les miens."

Diese Aeusserung Rolands lässt die Richtung seiner Gedanken deutlich erkennen: die Sorge, sich und seine Familie durch Eingehung eines verwandtschaftlichen Verhältnisses mit einem Mann vom Schlage Phlipons vor der Welt blosszustellen, hat allmählich über seine Neigung zu Marie obgesiegt. Phlipons schroffe Antwort bietet ihm nun die Handhabe, um sich von einer Fessel freizumachen, die ihm immer drückender geworden war. Statt den Brief Phlipons als Ausfluss einer vorübergehenden üblen Laune zu betrachten und vorläufig mit Rücksicht auf seine Braut zu übersehen, betrachtet ihn Roland als eine schwere Ehrenkränkung, die gar nicht wieder gut zu machen ist.[2]) Nach Verlauf von einigen Wochen sandte er Phlipon eine Entgegnung, in der er den Alten in hochmütiger und beleidigender Weise abkanzelte.[3]) Die Hauptsache aber war, dass er darin kundgab, ohne das klar auszusprechen, er sehe sich infolge von Phlipons Betragen genötigt, auf das Heiratsprojekt zu verzichten.

---

1) Join-Lambert S. 229 f., vgl. auch S. 232, 246.

2) A. a. O. S. 242.

3) A. a. O. S. 247 ff.

Marie fand sofort den in Rolands Schreiben versteckten Sinn heraus: „J'avais désiré cette déclaration de ta part", schreibt sie dem früheren Bräutigam vorwurfsvoll, „l'affaire rompue entre nous ne pouvait l'être que par toi, aux yeux de mon père et de ma famille qui s'obstinaient également à regarder sa réponse comme l'effet passager d'un mouvement d'humeur que tu saurais trop bien juger pour le prendre au plus grave, si tu mettais quelqu'intérêt à l'exécution de nos desseins." [1]) Marie nahm mit tiefem Schmerz wahr, dass Roland das Verlöbnis als gelöst ansah und sich mehr und mehr von ihr entfernte. [2]) Aber noch hoffte sie, ihn an ihrer Seite dadurch festzuhalten, dass sie ihm den einzigen Anlass, der seine Abkehr von ihr scheinbar hätte rechtfertigen können, zu nehmen suchte. Sie drängte daher ihren Vater zu einem höflichen Entschuldigungsschreiben an Roland.

Phlipon entschloss sich dazu in aufrichtiger Reue über den schlimmen Erfolg seines früheren

---

1) A. a. O. S. 252 f.

2) A. a. O. S. 256, Marie an Roland: „Pourquoi ne m'as-tu pas écrit? crains-tu? parle: ouvre ton âme: je ne suis plus que ton amie; je le sais. Voudrais-tu que je fusse moins encore? ce n'est plus en ton pouvoir ni même au mien. Je saurais, si ta tranquillité l'exige, ne plus te voir ni t'écrire, mais je ne puis cesser d'être ton amie qu'en cessant d'exister. Tu voudrais fuir, cruel! eh! quoique tu fasses ou deviennes, mon souvenir ne peut plus t'abandonner."

Briefes; er bat Roland in aller Form um Verzeihung und bezeugte ihm, wie sehr er sich im Namen seiner Tochter durch den Heiratsantrag geehrt gefühlt habe: „S'il est encore temps", fügt er fast demütig hinzu, „je vous donne avec une entière satisfaction et un parfait plaisir mon consentement et mon approbation; je vous agrée du meilleur de mon cœur." Er schliesst mit der beredten Mahnung: „Ainsi, Monsieur, tout dépend présentement de vous.... Et s'il y a bien véritablement de l'estime et de l'amitié entre vous deux, je pense que ce petit contre-temps n'aura rien diminué." [1])

Wie nahm Roland diesen Brief auf? Dass er damit für die erlittene Kränkung volle Genugthuung erhalten hatte, darüber konnte kein Zweifel sein. Der alte Phlipon hatte mit der Bemerkung recht, dass nunmehr alles von ihm abhänge. Roland stellte sich aber unversöhnlich. Er nahm Phlipons Entschuldigung nicht an, sondern erklärte jetzt unumwunden, dass er das Verlöbnis als aufgehoben ansehe. [2]) Damit liess er die Maske fallen und zeigte deutlich, dass Phlipons unhöfliches Schreiben nur den Vorwand für den längst beabsichtigten Rückzug gebildet hatte. [3]) Durch die lange Trennung von der

1) Join-Lambert S. 264 ff. Phlipon an Roland d. 23. Sept. 1779.

2) A. a. O. S. 270.

3) Wie klar Marie Rolands Gesinnungen durchschaute,

Braut hatte sich seine leidenschaftliche Liebe merklich abgekühlt; in demselben Grade war seine Besorgnis gewachsen, dass der leichtfertige Wandel von Maries Vater den guten Namen seiner Familie mit einem unauslöschlichen Makel beflecken möchte. Er gab das Marie in herbster Weise zu verstehen in der Mitteilung, dass er wiederholt und eindringlich von andern, d. h. von der Familie Cannet in Amiens, vor Phlipon gewarnt worden sei.[1])

So war mit dem Ausgang des Monats September das Band gelöst, das Roland und Marie verbunden hatte; das hatte aber nicht die Braut, sondern allein der Bräutigam gethan.

V.

Wie wurde das Einvernehmen zwischen Marie und Roland wiederhergestellt? Nach der Schilderung der Selbstbiographie sicherlich nicht durch Maries Bemühung; da erzählt uns Frau Roland von ihrer idyllischen streng geregelten Lebensweise im Kloster, von ihrer ergebenen und zufriedenen Seelenstimmung, aber von der Fortdauer

---

davon zeugt ihr Brief vom 27. Okt. 1770. S. Join-Lambert S. 278 ff., insbesondere folgende Stelle S. 288: „La démarche de mon père tout offensante qu'elle fût n'aurait pas été pour toi une hydre invincible dans le fort de ton enchantement: elle a été le grain qui fit pencher la balance et entraîna la détermination.“

1) Join-Lambert S. 268.

ihrer Neigung zu Roland oder von ihrem Schmerz und ihrer Seelenangst über den drohenden Verlust weiss sie nicht das mindeste zu sagen. Vielmehr giebt sie zu verstehen, dass sie nach dem früheren Bräutigam nicht viel fragte, dass sie sich leidlich glücklich gefühlt und nichts vermisst hätte, wenn es bei der Auflösung des Verlöbnisses geblieben wäre. „Si je n'étais point heureuse, j'avais en moi tout ce qu'il fallait pour l'être, je pouvais m'enorgueillir de savoir me passer de ce qui me manquait d'ailleurs.“[1])

Nur Roland hätte seiner leidenschaftlichen Liebe nicht Herr werden können: „M. Roland“, heisst es in der Biographie, „étonné, affligé, continua de m'écrire en homme qui ne cessait point de m'aimer, mais que la conduite de mon père avait blessé: il vint au bout de cinq ou six mois et s'enflamma en me revoyant à la grille, où je conservais cependant le visage de la prospérité. Il voulut me [faire] sortir de cette clôture, m'offrit de nouveau sa main, me fit presser de l'accepter par son frère le bénédictin.“ Marie aber ging auf diesen Vorschlag nicht sogleich ein, sondern entschloss sich nur zögernd und nach längerer reiflicher Überlegung, Roland ihre Einwilligung zu geben: „Je réfléchis profondément à ce que je devais faire. Je ne me dissimulai point qu'un homme qui aurait eu moins de quarante-

1) Mémoires S. 171.

cinq ans n'aurait pas attendu plusieurs mois pour me déterminer à changer de résolution, et j'avoue bien que cela même avait réduit mes sentimens à une mesure qui ne tenait rien de l'illusion .... Enfin si le mariage était, comme je le pensais, un lien sévère, une association où la femme se charge, pour l'ordinaire, du bonheur des deux individus, ne valait-il pas mieux exercer mes facultés, mon courage, dans cette tâche honorable que dans l'isolement où je vivais?"

Diese Darstellung kommt uns von vornherein unglaubwürdig vor; steht sie doch in geradem Widerspruch zu dem bisherigen Ergebnis unserer Untersuchung. Und in der That, sehen wir näher zu, so gewahren wir, dass Frau Roland auch hier wieder die Rollen vertauscht hat. Wie sie vorher die Aufhebung des Verlöbnisses ihrem Entschluss zuschrieb, während dieser Akt allein auf Rolands Initiative zurückzuführen war, so stellt sie sich hier als den gleichgiltigen leidenden Teil hin, wo sie in Wirklichkeit eine geradezu fieberhafte Thätigkeit entfaltet hat. Ihre Korrespondenz mit Roland widerlegt fast in jeder Zeile die Darstellung der Selbstbiographie. Nicht Roland, sondern Marie Phlipon harrte in treuer Liebe aus, so dass es ausschliesslich ihr Verdienst war, wenn das schwach gewordene Band nicht völlig zerrissen wurde.

Denn ungeachtet der förmlichen Absage, die sie von Roland empfangen hatte, hielt Marie mit

zähem Eifer an der Hoffnung fest, den ungetreuen Liebhaber wieder an ihre Seite zu bringen. Freilich sah sie in Rolands Wankelmnt die letzte entscheidende Ursache der Katastrophe und in gerechtem Zorn hätte sie dem Schwachmütigen am liebsten die unverblümte Wahrheit gesagt. Allein sie bändigte die wild aufwallenden bitteren Empfindungen und zwang sich zu kluger Selbstbeherrschung. Sie ordnete ihre Stimmungen der Ausführung eines Feldzugsplanes unter, den sie mit genialem Scharfblick auf der Kenntnis von Rolands Charakter aufbaute und in folgerichtiger Entschlossenheit durchführte.

Schon seit geraumer Zeit hatte sie bemerkt, dass sie sich auf dem schriftlichen Wege mit Roland nimmermehr verständigen würde. Dagegen erwartete sie alles von einer persönlichen Aussprache; denn sie nahm an, dass ihr Anblick und ihre Überredungskunst die erloschenen Liebesflammen in Rolands Herzen wieder entfachen und die eingebildeten Hindernisse, die sich ihrer Vereinigung entgegenstellen sollten, überwinden würde. Schon inmitten der Krisis hatte daher Maries Losung: „Komm' und höre mich"! gelautet, eine Aufforderung, die sie immer eindringlicher wiederholte: „Tiens, mon ami, viens à mes côtés avec confiance: laisse-moi recueillir tes soupirs, tes larmes, partager tes douleurs."[1]) — „Viens

---

1) Join-Lambert S. 305.

d'un pas assuré au sein de l'amitié oublier tes chagrins et nos misères .... Viens auprès de ton amie, reconnais-la, déchire ce voile que l'absence, les inconvénients d'un commerce écrit, tant de contradictions et de maux ont élevé entre nous; je meurs de te voir et je ne respire que pour ce moment." [1])

Und obwohl Marie, um Rolands Misstrauen einzuschläfern, ausdrücklich auf den Titel Braut verzichtet hat und sich hinfort anspruchslos als Freundin bezeichnet [2]), überschüttet sie ihn fortgesetzt mit den feurigsten Liebeserklärungen: „Je le confesse encore avec orgueil, et c'est toi qui me l'inspires: T'aimer est sans doute ma destinée; je sais m'en glorifier et je m'y abandonne." [3]) — „Je te le dis avec une juste audace, il n'y a qu'un être sensible, droit, pénétré de ce que tu vaux, dévoué à ta personne, qui soit capable d'adoucir les peines de ta laborieuse carrière, et cet être c'est moi." [4])

Wie merkwürdig sticht neben diesen schmeichelnden Liebesbeteurungen der rauhe nörgelnde

---

1) A. a. O. S. 310.

2) Join-Lambert S. 256, Marie an Roland: „Pourquoi ne m'as-tu pas écrit? crains-tu? parle! ouvre ton âme: je ne suis plus que ton amie; je le sais. Voudrais-tu que je fusse moins encore? ce n'est plus en ton pouvoir, ni même au mien." Vgl. auch S. 262.

3) Join-Lambert S. 309.

4) A. a. O. S. 311.

Ton ab, den wir in Rolands Briefen an Marie finden![1]) Wie ehedem ergeht sich Roland in bittern Anklagen und schwarzseherischen Befürchtungen bezüglich Phlipons: „L'idée de ton père", schreibt er an Marie, „me fait trembler pour moi, pour mes parents et plus encore pour les futurs, s'il en devait résulter."[2]) Bei einem Besuch in Paris, den er erst für Januar in Aussicht stellt, will er das Haus von Maries Vater auf keinen Fall betreten, obwohl er durch das demütige Entschuldigungsschreiben Phlipons für die erlittene Kränkung volle Genugthuung erhalten hatte. Er will nichts mit ihm zu schaffen haben und fordert deshalb von Marie, sie solle sich von ihrem Vater trennen, sonst würde sie den Freund nicht zu sehen bekommen.

Auch dieses schwere Opfer bringt Marie dem Geliebten. Um an ihr Hauptziel, zu der persönlichen Aussprache mit Roland, zu gelangen, verlässt sie das väterliche Haus und mietet sich in jenem Kloster, in dem sie als Mädchen ein Jahr lang erzogen worden war, eine kleine Wohnung. Nach der Selbstbiographie hätte sie schon Anfang September und zwar aus eigenem Antrieb Phlipon verlassen, um ihn für den unhöflichen Brief an Roland zu strafen. Diese Angabe beruht jedoch auf einem Irrtum; erst Anfang

---

1) A. a. O. S. 307, 316, 318.
2) A. a. O. S. 301 f. Vgl. auch S. 317.

November und nur auf Rolands ausdrückliches Geheiss hat sie den Schritt gethan; wäre sie doch gern bei dem Vater geblieben, zumal da er bereitwillig sich ihrem Wunsche gefügt und nach Möglichkeit seinen Verstoss gegen Roland wieder gut zu machen gesucht hatte. [1])

Aber ihre leidenschaftliche Neigung trieb Marie dazu an, selbst eine so unbillige Forderung, wie diese war, gehorsam zu erfüllen. Sie lebte und webte ja nur in der sehnsüchtigen Hoffnung, den Geliebten in Bälde wiederzusehen. Geduldig und demutsvoll erträgt sie all' die bösen Ausfälle und bitteren Vorwürfe, mit denen der übel gegelaunte Roland seine Briefe würzt. Mit rührender Sanftmut sucht sie ihn zu beschwichtigen, zu begütigen: „Oui, je brûle toujours de les recevoir ces lettres déchirantes que je dévore et qui me tuent: je les couvre de baisers et de larmes; leurs expressions me navrent et je n'en chéris pas moins la main qui les trace .... J'ai besoin de ton bonheur et de ta tendresse: vois ton empire et connais-moi tout entière.“ [2]) In fieberhafter Spannung wartet sie täglich auf die Ankündigung eines bestimmten Zeitpunktes für Rolands Ankunft in Paris: „Que devient ton voyage? Quand pourrai-je te voir? Viens, sois pour jamais sous le nom d'ami tout ce que tu

1) A. a. O. S. 263, 269, 281, 289.
2) A. a. O. S. 309 f.

peux être au cœur le plus tendre et le plus fidèle.“[1]) Als Roland ihr meldet, dass er zwar schon im Dezember Paris berühre, aber keine Zeit habe, sie zu besuchen, und erst bei seiner Rückkehr nach der Hauptstadt in einigen Wochen sein Versprechen erfüllen werde, fragt Marie ihn vorwurfsvoll und argwöhnisch: „Eh bien, mon ami, tu aurais donc le courage de passer à Paris et d'aller par delà sans me voir?“[2])

als Wie hell aber wird sie aufgejubelt haben Roland endlich Mitte Januar erschien und ihre kühnsten Hoffnungen übertroffen wurden! Denn was sie erwartet hatte, trat ein: die Macht ihres Liebreizes und ihrer Rede bezauberte und bestrickte den ungetreuen Liebhaber so vollkommen, dass er sich sofort gefangen gab und aufs neue um ihre Hand anhielt. „Triomphe dans ta retraite, mon amie!“ ruft Roland Marie noch freudig berauscht von dem ersten Wiedersehen zu: „Quel est donc ton empire, et dans quel état m'as-tu jeté! Dis ensuite que je ne t'aime pas: désole mon âme et accable mon cœur. Je croyais que ta vue allégerait tous mes maux; elle y a mis le comble. Je t'ai vue triste, affectée; tout ce que tu m'as dit dans la confiance, dans l'effusion de l'amitié, tes pleurs, tes soupirs, ce je ne sais quoi qui ne savait pas lire dans mon

1) A. a. O. S. 316.
2) A. a. O. S. 322.

cœur, qui me reprochait tes peines et les miennes, tout me déchire. Tu m'aimes! eh! ne serait-ce pas tout dire! serais-tu donc une énigme?"[1])

Wie wenig stimmt die Schilderung, die Roland hier von dem Wiedersehen giebt, mit derjenigen der Frau Roland in der Selbstbiographie überein. Marie hat den Geliebten weder kühl und gleichgiltig empfangen, noch sich lange besonnen, als er seinen Antrag erneuerte. „Si je suis une énigme," antwortete sie ihm, „tu en as le mot puisque tu vois que je t'aime: qu'ai-je de plus à dire? que veux-tu de moi? que puis-je à ta félicité? N'as-tu pas déterminé qu'il ne nous était plus permis de penser à y travailler ensemble?"[2]) Und als sie bemerkt, dass es Roland heiliger Ernst ist, dass er fest entschlossen ist, an ihr festzuhalten, frohlockt sie und lässt ihren innigen leidenschaftlichen Empfindungen freien Lauf: „Tu m'aimes, je le vois, je le sens, je le crois: cette douce assurance pénètre mon âme, elle efface les sombres impulsions que l'idée d'un affaiblissement avait formées. Hélas! quelles sont donc les contradictions du sentiment? Moi qui t'inviterais à m'oublier, si la raison t'en faisait une loi, je serais affectée, blessée, aigrie, désolée, si l'indifférence te faisait t'éloigner."[3])

---

1) A. a. O. S. 328.
2) A. a. O. S. 329.
3) A. a. O. S. 334.

Liest man schliesslich die herzlich empfundenen schönen Worte Maries, in die ihre Brautkorrespondenz ausklingt, wer möchte daraus vorhersagen, dass sie eine Ehe einleiten sollten, die die Schreiberin später als einen Missgriff, als einen in unseliger Verblendung gethanen Schritt beklagen würde: „Adieu, très tendre ami,“ heisst es da, „tu sais, si je t'aime; je voudrais te dire beaucoup de choses, mais les plumes n'ont plus le pouvoir d'exprimer ce que je sens; je ne veux pas t'écrire de douceurs ni d'autres jolies choses d'amour, parce qu'elles ne me semblent bonnes qu'à peindre des sentiments modérés. L'amour véritable et vivant n'a d'expression que le silence: je me tais.“ [1])

1) A. a. O. S. 21. Dieser Brief ist von dem Herausgeber irrtümlich als Nr. 9 in den Anfang des Jahres 1779 gestellt worden; Perroud hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass er an den Schluss der Korrespondenz zu stellen ist und vermutlich das Datum: am 22. Januar 1780 trägt.

Viertes Kapitel.

Zum Ursprung des romanhaften Elements.

I.

Wir haben in den vorigen Kapiteln die Wirkungen des romanhaften Elements an einigen lehrreichen Beispielen beobachtet und möchten schliesslich in unserer Untersuchung noch einen Schritt weiter zu dringen suchen. Dass der romanhafte Faktor sich stets da einschleichen wird, wo das Gedächtnis den Selbstbiographen in Stich lässt, diese Thatsache steht für uns so fest, dass sie keiner breiteren Erörterung bedarf. Sie ist aber doch nur negativer Natur und erklärt uns nicht, unter welchen Einflüssen die Einbildungskraft die abgebrochen schwebenden Gebilde einer unvollkommenen Erinnerung ergänzt und umgestaltet. Wir fragen daher: wodurch empfängt die Fantasie des Selbstbiographen den entscheidenden Anstoss und ihren eigentlichen Inhalt? Welche Antriebe leiten sie in die Irre und bewirken, dass sie die Bruchstücke, die sie

im Gedächtnis vorfindet, zu einem Zerrbild der Wirklichkeit zusammenfügt?

In welcher Richtung wir die Antwort auf diese Fragen zu suchen haben, weist uns die Untersuchung, der wir im vorigen Kapitel die Beziehungen zwischen Roland und Marie Phlipon unterworfen haben. Wir konnten dort beobachten, wie stark die Darstellung der Selbstbiographie von der Stimmung beeinflusst und gefälscht wurde, die Frau Roland in den letzten Monaten ihres Lebens dem Gatten gegenüber hegte, wie ungerecht die Leidenschaft, die sie für einen andern empfand, sie gegen die Vergangenheit machte. Von dem Gefühl der tiefen Abneigung gegen Roland wurde sie so vollständig beherrscht, dass sie sich ihrer früheren aufrichtigen Liebe nicht mehr entsinnen konnte. Indem sie aber diese Empfindung verleugnete, erhielt die Schilderung, die sie von der Krisis im Jahre 1779 gab, eine klaffende Lücke: entfernte sie doch daraus gerade denjenigen Faktor, der ihr Verhalten aufs nachdrücklichste beeinflusst hatte. Sie verstand infolge dessen die Vergangenheit nicht mehr und bildete sich ein, im Jahre 1779 so gehandelt zu haben, wie sie wahrscheinlich unter ganz veränderten Verhältnissen im Jahre 1793 gehandelt hätte. So zauberte die von ihrer lebhaften Seelenstimmung beflügelte Fantasie in die Gedächtnislücke ein erfundenes Bild, das nur in einigen schwachen Umrissen der Wirklichkeit glich.

Noch mehrere der von uns oben gerügten Entstellungen der Frau Roland werden im letzten Grunde auf Strebungen ihrer Gemütsstimmung zurückzuführen sein. Werfen wir z. B. einen vergleichenden Blick auf die auffallendsten Irrtümer, die sie in den von uns untersuchten Teilen der Selbstbiographie begangen hat, so stossen wir bei einigen auf einen verwandten Charakterzug: zu wiederholten Malen legt sich Frau Roland fälschlich eine thätige Rolle bei, wo sie, wie nachgewiesen wurde, sich lediglich leidend verhalten hat. So will sie dem Arzte Gardanne unverzüglich den Laufpass gegeben haben, als er sich über die taktlosen Nachforschungen ihres Vaters zu beschweren wagte.[1]) La Blancherie soll zur Strafe für seine schnöde Handlungsweise von ihr entlarvt und aus dem Haus gewiesen worden sein.[2]) In der Krisis endlich, die im Jahre 1779 zwischen ihr und Roland spielte, wurde angeblich durch ihren Entschluss das Verlöbnis aufgehoben: als Phlipon den Schwiegersohn durch ein verletzendes Schreiben gekränkt hatte, will Marie rasch entschlossen an den Bräutigam einen kühlen Absagebrief gerichtet haben.[3])

In allen diesen Fällen aber haben wir es mit späteren Selbsttäuschungen der Frau Roland zu

1) S. o. S. 88 ff.
2) S. o. S. 105 ff.
3) S. o. S. 136 ff.

thun. Wir konnten sogar nachweisen, dass sie früher nicht einmal ähnlich gehandelt hat. Wie haben wir uns diese durch die Wiederholung auffallende Verkehrung des wirklichen Sachverhalts zu erklären? Dass hier die romanhaften Bestandteile eine merkwürdige Verwandtschaft haben, zeigt sich uns noch deutlicher, wenn wir die von uns angezogenen Stellen der Selbstbiographie nebeneinanderrücken. Man hat dann den Eindruck, dass sie aus einer Stimmung geflossen sind; ja, es drängt sich uns die Beobachtung auf, dass diese vermeintlichen Erlebnisse in der gleichen Tonart und fast mit denselben Wendungen erzählt werden.

So heisst es im Fall Gardanne an der entscheidenden Stelle: „Du moment, où ces détails parvinrent à ma connaissance, je saisis avec empressement l'occasion de sortir de mon incertitude, et j'écrivis que j'espérais à mon retour ne plus revoir la personne (d. i. Gardanne).“[1])

Eine ebenso rücksichtslose Entschlossenheit atmen die Worte, mit denen Frau Roland ihr Verhalten in der Krisis, die ihrer Verlobung folgte, schildert: „Je pris sur-le-champ ma résolution. J'écrivis à M. Roland que l'événement n'avait que trop justifié mes craintes à l'égard de mon père; que je ne voulais pas lui causer d'autres disgrâces, que je le priais d'abandonner

1) Mémoires S. 120.

son projet. Je déclarai à mon père ce que sa conduite m'avait mis dans le cas de faire; j'ajoutai qu'après cela il ne serait point étonné que je prisse une situation nouvelle et que je me retirais dans un couvent.“ [1])

Am lautesten aber rühmt uns Frau Roland ihren stolzen energischen Sinn bei der Schilderung des Strafgerichts, das sie über La Blancherie verhängt haben will. Um einen möglichst anschaulichen Eindruck hervorzurufen, führen wir die hauptsächlichen Teile der Scene wieder im Wortlaut an und erinnern daran, dass alle wesentlichen Angaben, die uns Frau Roland darüber macht, auf freier Erfindung beruhen.[2]) Um so wichtiger aber wird es für unsern Zweck sein, zu erfahren, wie die Rolle beschaffen ist, in der sie sich in ihrer Fantasie gefällt.

Als charakteristisches Vorspiel fallen uns gleich im Eingang der Erzählung die Worte ins Ohr, mit denen Frau Roland La Blancherie die nachgesuchte Audienz gewährt: „Qu'il vienne, mais à l'instant“, will sie dem fragenden Dienstboten ohne Besinnen geantwortet haben. Als sie dann La Blancherie empfangen und ihn aufgefordert hatte, ihr seine Wünsche vorzutragen, verhielt sie sich angeblich in folgender Weise:

---

1) Mémoires S. 170.

2) S. o. S. 108 ff.

„Je le laissai parler sans l'interrompre; j'attendais même encore, après qu'il eut fait une petite pause, pour qu'il achevât de défiler son chapelet. Quand il eut tout dit, je m'exprimai à mon tour et je lui observai, avec calme et politesse . . . que j'admirais ses projets littéraires, sans vouloir y prendre part d'aucune manière, non plus qu'à ceux de personne; que je me bornais à des vœux pour les succès de tous les auteurs du monde, ainsi que pour les siens, dans tous les genres; que c'était pour le lui dire que j'avais consenti à le recevoir, afin qu'il se dispensât de toute tentative semblable pour la suite; d'après quoi, je le priais de terminer là sa visite. — La surprise, la douleur, l'agitation, tout ce qui convient en pareil cas allait être déployé; je l'arrêtai, en disant à la Blancherie que j'ignorais si mesdemoiselles Bordenave et d'autres, auxquelles il s'était adressé à peu près dans le même temps, s'étaient exprimées à son égard avec une égale franchise, mais que la mienne était sans bornes, et que les résolutions qu'elle peignait n'admettaient point d'explication. — Je me levai au même instant; je fis la révérence et ce geste de la main qui indique la porte à ceux qu'on veut voir partir. . . . . La Blancherie fila sa retraite en silence.“ [1])

1) Mémoires S. 162 f.

II.

Der den drei angeführten Stellen gemeinsame Grundzug tritt uns klar vor Augen: die dort niedergelegten Erlebnisse werden uns mit Nachdruck vorgeführt als gewichtige Zeugnisse für den stolzen und energischen Charakter der Frau Roland. Schon aus der Vortragsweise der Verfasserin kann man entnehmen, dass sie von ihrer vermeintlichen Handlungsweise in den drei Fällen sichtlich befriedigt ist, dass sie darin ihr Selbst, ihre persönliche Eigenart wiederzuerkennen glaubt. Es sind ihr bedeutsame Belege, in denen sich eine Seite ihres Wesens, auf die sie hohen Wert legt, wiederspiegelt, nämlich ihr entschlossener, stolzer Sinn, der keine Kränkung duldet.

Wären es nicht ersonnene, sondern thatsächliche Erlebnisse, so könnten wir sie einfach als Dokumente für Frau Rolands Charakter hinnehmen; da wir es aber mit Erdichtungen und nicht mit Wirklichkeiten zu thun haben, so wird uns vielmehr die Verwandtschaft der romanhaften Bildung in den drei Fällen als merkwürdige Erscheinung auffallen und zur Erklärung reizen. Sollte diese Verwandtschaft nicht ihre letzte Ursache in einer die Verfasserin stark beherrschenden Gemütsstimmung haben?

Wir haben in dem allgemeinen Teil unserer Abhandlung wahrgenommen, wie der moderne Selbstbiograph seine Aufgabe psychologisch zu

vertiefen sucht, indem er vornehmlich sein Innenleben, seine Charakterbildung in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt und die äusseren Erlebnisse diesem Zweck unterordnet, d. h. sie möglichst in Beziehung zu seinem Wesen bringt.[1]) So hat auch Frau Roland eine ganz bestimmte Vorstellung von ihrem Charakter: sie hat das sichere Bewusstsein, dass ihrer Persönlichkeit ein ins Grosse gehender geradezu heldenhafter Zug eigen ist; ja, sie selbst bezeichnet sich einmal in diesem Sinne als „héroïne du grand genre".[2])

Wie ernstlich sie diesen halb im Scherz angenommenen Titel beansprucht, wie sie bewusst und unbewusst danach ihren Stoff zurechtlegt und zuschneidet, lassen verschiedene ihrer Aeusserungen erkennen. Sehr charakteristisch dafür ist es, wenn sie gleich im Eingang der Lebensbeschreibung ihre unerschrockene energievolle Sinnesart anpreist: „Tant que je suis demeurée dans un état paisible et concentré, ma sensibilité naturelle enveloppait tellement mes autres qualités, qu'elle se montrait seule ou les dominait toutes .... Je méritais que Sainte-Lette dit de moi qu'avec l'esprit d'aiguiser de fines épigrammes, je n'en

---

1) S. o. S. 11 ff., 37 ff., S. 53 ff., S. 68 ff., S. 77.

2) S. Mémoires S. 6: „Oui, Manon, c'est ainsi qu'on m'appelait; j'en suis fâchée pour les amateurs de roman; ce nom n'est pas noble; il ne sied point à une héroïne du grand genre; mais enfin c'était le mien, et c'est une histoire que j'écris."

laissais jamais échapper aucune. Depuis que les circonstances, les orages politiques et autres ont développé l'énergie de mon caractère, je suis franche, avant tout, sans regarder d'aussi près aux petites égratignures qui peuvent se faire en passant. Je ne fais pas plus d'épigrammes; car elles supposent le plaisir de piquer par une critique, et je ne sais point m'amuser à tuer des mouches; mais j'aime à faire justice à force de vérités, et j'énonce les plus terribles en face des intéressés, sans m'étonner, m'émouvoir, ni me fâcher, quelqu'en soit l'effet sur eux." [1])

---

1) Mémoires S. 3. — Vgl. auch S. 16: „Je goûtai ce dernier ouvrage [Plutarch] plus qu'aucune chose que j'eusse encore vue, mêmes d'histoires tendres... Mais Plutarque semblait être la véritable pâture qui me convînt. Je n'oublierai jamais le carême de 1763 (j'avais alors neuf ans), où je l'emportais à l'église en guise de Semaine sainte." — Vgl. auch S. 74: „Helvétius me fit du mal; il anéantissait les plus ravissantes illusions; il me montrait partout un intérêt repoussant .... mais je me gardai bien d'adopter ses principes pour connaître l'homme proprement dit et m'apprécier moi-même; je me serais crue avilie; je me sentais capable d'une générosité qu'il ne reconnaît point. Avec quel charme je lui opposais les grands traits de l'histoire et les vertus des héros qu'elle a célébrés! Je ne lisais point le récit d'une belle action que je ne me disse: „C'est ainsi que j'aurais agi!" Je me passionnai pour les républiques où je rencontrais le plus de vertus qui excitassent mon

Noch deutlicher kündigt sich die zukünftige Heroine in einer Anekdote an, die uns Frau Roland aus ihrer frühesten Kindheit berichtet. Ich lasse sie hier im Wortlaut folgen, weil jede Zeile die kaum verhüllte Absichtlichkeit verrät: „J'étais fort opiniâtre, c'est-à-dire que je ne consentais pas aisément à ce dont je ne voyais point la raison, et lorsque je ne sentais que l'autorité, ou que je croyais apercevoir du caprice, je ne savais pas céder. Ma mère, habile et prudente, jugeait à merveille qu'il fallait me dominer par la raison, ou me gagner par le sentiment; aussi ne trouvait-elle point de résistance. Mon père, assez brusque, ordonnait en maître, et l'obéissance était tardive ou nulle; s'il tentait de me punir en despote, sa douce petite fille devenait un lion. Il me donna le fouet en deux ou trois circonstances; je lui mordais la cuisse sur laquelle il m'avait courbée, et je protestais contre sa volonté. Un jour que j'étais un peu malade, il fut question de me donner une médecine: on m'apporta le triste breuvage, je l'approche de mes lèvres; son odeur me le fait repousser avec dégoût: ma mère s'emploie à vaincre ma répugnance; elle m'en inspire

---

admiration et des hommes dignes de mon estime; je me persuadai que leur régime était le seul convenable aux uns et aux unes; je ne me trouvais pas au-dessous des premières, je repoussais avec indignation l'idée de m'unir à un individu qui ne valût pas les seconds, et je me demandais, en gémissant, pourquoi je n'étais pas née dans leur sein."

la volonté; je fais mes efforts sincèrement, mais à chaque fois que l'horrible déboire m'était apporté sous le nez, mes sens révoltés me faisaient détourner la tête: ma mère se fatiguait; je pleurais de sa peine et de la mienne, et j'en étais toujours moins capable d'avaler la funeste boisson. Mon père arrive, il se fâche et me donne le fouet, en attribuant ma résistance à l'opiniâtreté; dès lors l'envie d'obéir se passe, et je déclare que je ne prendrai point la médicine. Grands éclats, menaces répétées, seconde fustigation: je m'indigne et fais des cris affreux, levant les yeux au ciel, et me disposant à jeter le breuvage qu'on allait me présenter, mon geste trahit ma pensée; mon père, furieux, menace de me fouetter une troisième fois. Je sens, à l'heure où j'écris, l'espèce de révolution et le développement de force que j'éprouvai alors; mes larmes s'arrêtent tout à coup, mes sanglots s'apaisent; un calme subit réunit mes facultés dans une seule résolution: je me lève sur mon lit, je me tourne du côté de la ruelle; j'incline ma tête en l'appuyant contre le mur, je trousse ma chemise et je m'offre aux coups en silence: on m'aurait tuée sur la place sans m'arracher un soupir?" [1])

---

1) Mémoires S. 11 f.

Dass diese Scene aus ihrer Kindheit Frau Roland während der Niederschrift der Lebensbeschreibung in ganz besonders lebhaften Farben vor Augen tritt, dass sie mit auffallender Liebe bei ihr verweilt, hat eben seinen guten Grund: Glaubt sie doch in jenem Ereignis den Keim der Gesinnung, die sie jetzt im Kerker beherrscht und für die sie mit ihrem Blute zeugen will, zu entdecken, nämlich des unerschrockenen heldenmütigen Widerstandes, den sie bis zum letzten Atemzug ungerechten Bedrückungen entgegensetzen wird. Sie schliesst daher ihre Erzählung mit der sehr bezeichnenden Wendung: „Tous les détails de cette scène me sont aussi présents, toutes les sensations que j'ai éprouvées sont aussi distinctes que si elle était récente; c'est le même raidissement que celui que j'ai senti s'opérer depuis dans des moments solennels; et je n'aurais pas plus à faire aujourd'hui pour monter fièrement à l'échafaud, que je n'en fis alors pour m'abandonner à un traitement barbare qui pouvait me tuer, et non pas me vaincre."

III.

In dieser Anekdote prägt sich am schärfsten die heroische Grundstimmung aus, von der Frau Rolands Gemüt in den letzten Monaten vor ihrem Tode erfüllt ist und deren Spuren wir häufig genug wiederfinden, nicht nur in der

Selbstbiographie, sondern auch in den Briefen und den politischen Denkschriften, die sie im Kerker verfasst hat.[1]) In der stolzen heldenmütigen Sinnesart, die sie später auch im Angesicht des Schaffots keinen Augenblick verleugnen wird, erblickte sie wohl mit Recht den edelsten Zug, den Grundpfeiler ihrer starken Persönlichkeit. Ihr reges Selbstgefühl findet in dem Gedanken, eine ausserordentliche grossartige Rolle zu spielen, einen gewissen Trost. Sie lebt und webt daher in dem Glauben, Frankreichs „héroïne du grand genre“ zu sein: „Et moi aussi j'aurai quelque existence dans la génération future!“ ruft sie einmal triumphierend aus.[2]) Ist es also zu verwundern, wenn sie an Stellen, wo ihr Gedächtnis unsicher geworden ist, ihre Lebensgeschichte im Sinne des Ideals zustutzt, von dem ihre Seele ganz erfüllt ist, wenn sie arglos wähnt, sie habe schon in früheren Epochen so gehandelt,

---

1) Vgl. z. B. den Schluss von Frau Rolands „Projet de défense au tribunal.“ (Mémoires S. 428 ff.), wo es heisst: „Il eût été facile à mon courage de me soustraire au jugement que je prévoyais; j'ai cru qu'il était plus convenable de le subir; j'ai cru devoir cet exemple à mon pays; j'ai cru que, si je devais être condamnée, il fallait laisser à la tyrannie l'odieux d'immoler une femme. . . . Les âmes qui ont quelque grandeur savent s'oublier elles-mêmes; elles sentent qu'elles se doivent à l'espèce entière, et elles ne s'envisagent que dans la postérité etc. etc.“

2) Mémoires S. 100 f.

wie sie vielleicht als gereifte Frau handeln würde?

Dass Frau Roland dabei sich über ihren wahren Charakter geradezu getäuscht hätte, wird man nicht sagen können. Denn entstellt sie auch in den von uns angeführten drei Fällen in gröblicher Weise den wirklichen Hergang, so finden wir doch in ihren brieflichen Aeusserungen sichere Anzeichen dafür vor, dass sie wohl so, wie sie vorgiebt, hätte handeln können. Die stolze Herbheit, die sie ihrem Wesen später zuschreibt, ist ihr in der That auch in früheren Zeiten eigen gewesen.

So hat sie in der Krisis, die dem Verlöbnis mit Roland folgte, ganz ernstlich den Gedanken, selbständig auf die Verbindung zu verzichten, erwogen: „Je me sens", schreibt sie einmal an Roland, „je confesse une fierté, qui ne me permettra pas d'être à toi, si je te vois le moindre doute sur le bonheur que tu peux attendre de notre union .... Je dois être à toi dans peu, avec paix, amour et confiance, ou ne plus rien être pour toi qu'un souvenir qu'il faudrait encore effacer .... Je ne t'écrirai plus beaucoup, probablement; ta première doit me fixer sans retour au parti qui me reste à prendre."[1]) Und gleich darauf drückt sie sich noch entschiedener aus:

1) Join-Lambert S. 217f.

„Pour moi, je suis capable aujourd'hui, comme il ya quatre mois, de renoncer à toi, s'il est nécessaire pour le mieux .... Je veux être à toi par le choix non balancé de ton cœur ou je m'y refuse à toujours.“[1])

Wenn sie diesen Regungen ihres Stolzes sich schliesslich nicht willfährig zeigte, so lag das an der aufrichtigen Neigung, die sie damals für Roland hegte, an dem Wunsche, den hochangesehenen Mann nicht zu verlieren und dem bewussten oder unbewussten Drange, sich den unerfreulichen Verhältnissen im Vaterhause zu entziehen. Liebe und Interesse zwangen sie, wie wir oben gesehen haben, in geradezu entgegengesetzte Bahnen.[2])

Höchst lehrreich aber für den nachdrücklichen Einfluss, den die Stimmung des Selbstbiographen auf die Darstellung einer früheren Lebensperiode auszuüben vermag, bleibt die Art, wie Frau Roland unter der doppelten Herrschaft der Abneigung gegen den Gatten und der heldenmütigen Selbstbegeisterung im Jahre 1793 dasjenige als Faktum hinstellt, was in Wirklichkeit früher blosse Möglichkeit war und nicht ausgeführt wurde. Hat sie doch das entscheidende Hemmnis ganz vergessen, das ihr 1779 den Weg verlegte, den ihr stolzer Sinn beschreiten wollte, nämlich ihre aufrichtige Liebe für Roland.

---

1) A. a. O. S. 220 ff.

2) Siehe oben S. 143 ff.

Aus den angeführten Belegen ersieht man wohl zur Genüge, wie leicht der Selbstbiograph dazu neigt, bei der Rückschau auf sein Leben die vergangenen Epochen aus dem Stimmungsmilieu, in dem er während der Abfassungszeit lebt und atmet, zu werten, den eigentlichen Thatbestand in selbstgefälliger Beschönigung zu verdrehen und in seinem Wesenskern zu fälschen. Aus diesem Milieu entwirft er das Bild seines Lebens und seines Wesens, und hier entspringt die Hauptquelle, aus der das romanhafte Element gespeist wird. Daher wird der Historiker bei der Untersuchung einer Selbstbiographie sorgfältig die Stimmungen und Eindrücke zu berücksichtigen haben, unter deren Herrschaft die Arbeit entstanden ist; er wird darauf achten müssen, wie der Musiker auf die Vorzeichen eines zu spielenden Tonstückes.[1])

---

1) Dass dieser Grundsatz auch bei der Untersuchung von politischen Memoiren zu berücksichtigen ist, betont schon Erich Marcks, Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen (Berlin, 1899) S. 68.

Wir sind am Ende unserer Untersuchung. Dass wir unsere Aufgabe nach allen Richtungen hin erschöpft hätten, glauben wir aber nicht: sicherlich wird sich bei Prüfung anderer Quellenschriften noch manche wichtige und fruchtbare Beobachtung über die Entstehungsbedingungen und das Wesen des romanhaften Elements nachtragen lassen.

Zum Schluss möchten wir, um nicht missverstanden zu werden, noch eine Bemerkung machen, zu der sich uns bisher nicht die Gelegenheit bot. Wir sind nicht der Ansicht, dass das romanhafte Element allein der modernen Selbstbiographie eigen ist. Auch andere Quellengattungen wie z. B. die Memoiren mögen davon stellenweise durchsetzt sein. Hier jedoch ist es nur von untergeordneter Bedeutung, während es bei der Selbstbiographie, die nach Herkunft und Charakter dem Roman sehr nahe steht, naturgemäss am stärksten auftritt. Es ist gewiss nicht zufällig, dass die hervorragenderen neueren Selbstbiographien fast ausnahmslos der Feder von Dichtern und Künstlern entstammen. Eben die künstlerische Seite der Aufgabe lockte sie an und reizte sie, ihre Gestaltungskraft zu bethätigen. Konnten sie doch einer Kunstform wie dem Roman die äussere Technik entlehnen und fast in poetischer Freiheit mit ihrem Stoff schalten und walten. Man darf daher behaupten: die autobiographische Aufgabe erfordert ihrem ganzen

Wesen nach ein bedeutendes Maass echter künstlerischer Befähigung; es werden sich also in der Regel nur schöpferische und fantasievolle Naturen an sie heranwagen. Schon aus dieser Vorbedingung erklärt sich die Thatsache, dass die Ausscheidung der romanhaften Bestandteile aus der selbstbiographischen Quelle für den Historiker das hauptsächliche Arbeitsfeld bilden wird. Nach dem Umfange dieses Fantasieelements wird er den geschichtlichen Wert oder Unwert der ihm vorliegenden Lebensbeschreibung abzuschätzen haben.



